Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 149 (1981)

Heft: 27

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE
Schweizerische Kirchenzeitung

27/1981 149. Jahr 2. Juli

Gastfreundschaft und mehr
Eine Besinnung von
Egon Schmitt 417

Kirche und Menschenrechte
Neuere Forschungsarbeiten zu menschenrechtlichen Belangen werden vorgestellt von
Franz Furger 418

«Herr Pfarrer, wir möchten heiraten» Anregungen zur Gestaltung des Traugesprächs von
Josef Venetz 420

Polens Primas
Eine Würdigung von Leben und Wirken Kardinal Stefan Wyszyńskis von
Helmut Holzapfel 421

In Sorge um die Kirche
Band 14 der «Schriften zur Theologie» von Karl Rahner wird vorgestellt von
Basil Drack 423

Berichte
amnesty international 425
Sozialethisches Institut der Theologischen Fakultät Luzern 426
Familienkatechese 427

Hinweise
Zu hoch gegriffen? 428
Institut für kirchliche Dienste 428

Amtlicher Teil 428

Katholische Heime in der Schweiz
Kneipp-Kurhaus, Dussnang (TG)

Gastfreundschaft und mehr

In einem Münsterländer Pfarrhaus hängt eine Tafel mit dem Guardiniwort: «Das ist der Gastfreundschaft tiefster Sinn, dass einer dem anderen Rast gebe auf dem Weg nach dem ewigen Zuhause.» Wenn das schon mehr ist als einfache Mitmenschlichkeit, so denkt Jesus noch weiter, als er seine Apostel aussendet, um die Botschaft vom Reiche Gottes in die Welt zu tragen: «Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat» (Mt 10,40). Hinter diesem Wort steht das alte semitische Botenrecht: Der Abgesandte eines Menschen ist wie dieser selbst. Einen Jünger Jesu aufnehmen, der im Auftrag seines Herrn unterwegs ist, heisst, Jesus selbst aufnehmen und sein Wort hören. Deshalb den Herrn Pastor zu einem saftigen Schinkenbrot einladen, wenn er seinen Sonntagsspaziergang macht, mag im Münsterland ein Zeichen des freundschaftlichen und vertrauten Miteinanders sein, eine nicht zu verachtende Zugabe am Rande der apostolischen Sendung. Ähnliches wird aus dem zweiten Buche der Könige (4,8) berichtet. Da war eine vornehme Frau in Schunem, die den heiligen Gottesmann und Propheten Elischa dringend bat, bei ihr zu essen und zu wohnen. Der Prophet tat so und dankte ihr durch ein Gebet und die Verheissung, dass Gott ihr den ersehnten Sohn schenken werde. Davon spricht Jesus, als er sagt: «Wer einen Propheten aufnimmt, weil er ein Prophet ist, wird wie ein Prophet belohnt werden.»

Den Propheten des Alten Bundes stellte Jesus seine Jünger gleich. Sie haben eine Sendung vom Vater in sich aufgenommen und geben sie weiter. Zu den Jüngern Jesu gehören nicht nur die Apostel, nicht nur die hauptamtlichen Diener der Kirche, sondern alle, die wissen, dass sie zu Christus gehören. Auch die Laien in der Kirche, die zum Volke Gottes gehören, nehmen teil an der Sendung von Christus in die Welt. Sie bringen den Menschen, die sie aufnehmen, ein kostbares Geschenk mit: Den Anschluss an Christus und somit an Gott. Dieses Wissen macht Mut. Denn der Hausbesuch bei den Zugezogenen, bei Ausländern, bei Abseitsstehenden ist kein Spaziergang und keine Höflichkeitsvisite. Manchmal denkt man an Jesu Wort: «Ich sende euch wie Lämmer unter die Wölfe.» Und es ist einem bänglich zumute: Wie wirst du aufgenommen? Wie kannst du mit ihnen sprechen? Werden sie auf dich hören? Dann tut es gut, sich darauf zu besinnen: «Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf. Wer euch hört, der hört mich.» Jesus ist mit uns, er klopft an die Tür und an die Herzen. Vielleicht können wir dann später denen, die wir besucht haben, einen Brief schreiben, wie Paulus den Galatern im Bedenken seiner gesundheitlichen Beschwerden schrieb. «Ihr wisst, wie ich euch im Zeichen menschlicher Schwachheit erstmals die Heilsbotschaft verkündete, und welche Versuchung ich in meinem armseligen Zustand für euch darstellte, aber ihr habt mich deshalb nicht verachtet noch verschmäht, nein, wie einen Engel Gottes habt ihr mich aufgenommen, wie Christus Jesus.»

Oft freilich mag das Gegenteil passieren. Die Tür wird schnell wieder geschlossen, der Vorhang geht herunter, man will nichts wissen von den Boten des Evangeliums. Dazu sagte Jesus den Aposteln bei ihrer ersten Aussendung: «Nimmt man euch an einem Orte nicht auf und will euch nicht hören, so geht von dort weiter und schüttelt zum Zeugnis gegen sie den Staub von euren Füssen» (Mt 10,14). Denn diese Leute weisen nicht nur den Boten ab, sondern Jesus, den Herrn, selber. Das Staubabschütteln diente den Juden als Zeichen der Trennung von den Ungläubigen und Verworfenen.

«Wer aber einem noch so Geringen auch nur einen Becher frischen Wassers zu trinken gibt, weil er mein Jünger ist: wahrlich ich sage euch, er wird gewiss nicht um seinen Lohn kommen.» Gastfreundschaft ist immer eine menschlich lohnende und segensreiche Haltung. Gastfreundschaft, weil der Gast ein Jünger Jesu ist, weil durch ihn Jesu Wort zu uns kommt, ist ein unendlicher Segen. Ihr Lohn ist Jesus selbst.

Egon Schmitt

Theologie

Kirche und Menschenrechte

Die Thematik «Menschenrechte» prägt die sozialethische Verkündigung des Lehramtes der letzten Päpste in auffälliger Weise. Aber auch die Forschungsarbeit auf dem Gebiet der speziellen Moraltheologie findet in menschenrechtlichen Belangen eindeutig ihren Schwerpunkt. Dass sich damit Kirche und Theologie der Frage aussetzt, wie sie es selber im eigenen Kreis mit den Menschenrechten halte, versteht sich. Eine Sendereihe des hessischen Rundfunks stellte sie sich ausdrücklich und legt nun die Referate als Buch vor unter dem Titel:

Menschenrechte in der Kirche[1]

Zwar haben die Beiträge ausschliesslich die Verhältnisse in der BRD im Auge; auch wird man zu manchen Themen auch leicht bessere Arbeiten anführen können[2]. Aber in manchem sprechen sie auch übergreifende Probleme an, wobei es dann freilich günstig gewesen wäre, entsprechende menschenrechtskonformere Lösungen ebenfalls zu erwähnen[3]: So wenn der Mitherausgeber K. Walf nach einem kurzen geschichtlichen Rückblick auf die Menschenrechtsrezeption in der Kirche auf zumindest latente Gefahrenherde hinweist, in der kirchlichen Verwaltung, in der mangelnden Gewaltentrennung, die so nicht einfach mit dem Hinweis auf den Primat begründet werden kann, oder bei Konfliktbewältigungen überhaupt, wo für die Lehrbeanstandungsverfahren noch immer eine angemessene Regelung aussteht. Nicht weniger werden aber auch die jenseits jeder Polemik vorgetragenen Gedanken des kürzlich verstorbenen Münchner Moraltheologen R. Egenter zum Zölibatsgesetz angesichts des durch den Priestermangel gefährdeten Anrechts der Gläubigen auf die Mitfeier der Eucharistie auf weites Interesse stossen, ähnlich übrigens wie Gedankensplitter von P. Hertel zu «Der verwaltete Christ».

So sehr die ganz andere Kirchenordnung in der Schweiz eine solche Verwaltungsmacht zwar zum vornherein verhindert, die «Gefahr des Geldes» deshalb aber einfach bestreiten zu wollen, wäre trotzdem schiere Blindheit.

Wie sehr die einzelnen Beiträge «am Ball» der Zeitprobleme bleiben, zeigt wohl nichts deutlicher als dass einzelne Artikel direkt in fast gleichzeitigen Neuerscheinungen ihre sozusagen selbstverständliche Weiterführung finden: So findet der Beitrag Nell-Breunings sein Fundament natürlich erst in seiner gesamten Sozialphilosophie, die sorgfältigen Darlegungen von J. Gründel, wie die Kindertaufe entgegen einem gelegentlich geäusserten Verdacht nicht der Religionsfreiheit widerspricht, rufen einer Ethik der Erziehung, und die Skizze von H.N. Janowski zur Diskussion «Um den § 218»[4] nach weiterer Vertiefung.

§ 218

Janowski stellt angesichts der (wahrscheinlichen) Zunahme der Schwangerschaftsabbrüche seit der Novellierung dieses Paragraphen im deutschen Strafrecht (Einführung einer «Notlagenindikation» mit straffreiem Abbruch nach entsprechender Beratung) meines Erachtens mit Recht die Frage, ob hier nicht das Schwergewicht in der kirchlichen Diskussion zu sehr auf das strafrechtliche und zu wenig auf das gewissensbildende Moment gelegt worden sei. Dennoch bleibt es wichtig, gerade auch hinsichtlich der noch anstehenden Diskussionen in der Schweiz, die Auswirkungen auf der Ebene des Rechts zu kennen. In engagierter, aber doch stets um äusserste Objektivität bemühte Weise bietet *Hermann Tallen* mit «*§ 218 - Zwischenbilanz einer Reform*»[5] diese Information:

Obwohl wegen der sehr unterschiedlichen Schätzungen über den illegalen Abort eine definitive Aussage über eine Zunahme nicht möglich ist, glaubt Tallen durch die Einführung einer solchen «sozialen Indikation» eine bedenkliche, weil «schleichende Ausuferung» feststellen zu müssen, da das ethische Bewusstsein für den Schutz des Lebens ohne Rechtsschutz allgemein abnehme und der Auffassung von einem «Recht» auf Abtreibung Platz mache, zumal durch entsprechende Personalpolitik und -instruktion in den Spitälern das eigentlich garantierte Weigerungsrecht zur Mitarbeit beim Abbruch unterlaufen werde. Erfreulich erscheint, was sich einer ethisch verantwortungsbewussten (aber dies ist dann auch unabdingbare Voraussetzung) Beratungsstelle für Chancen eröffnen. Das 1977 von der Caritas vorgeschlagene Modell von Beratungsstellen findet hier somit indirekt eine erfreuliche Bestätigung. Aufs Ganze gesehen dürfte aber diese Analyse vor allem zeigen, wie solche sogenannte «Liberalisierungen» des Gesetzes letztlich auf die schiefe Ebene zu neuen Zwängen führt. Sie zu vermeiden, ist ohne Zweifel zunächst die Aufgabe der christlichen Gewissensbildung.

Dass man den Rechtsschutz dennoch nicht vorschnell preisgeben sollte, zeigen übrigens nicht nur diese Erfahrungen. Die neuerdings auch in der Schweiz wieder diskutierte Freigabe der Pornographie weist

[1] Michaela Pilters, Knut Walf (Hrsg.), Menschenrechte in der Kirche, Düsseldorf (Patmos) 1980.

[2] Man vergleiche dazu die eher mageren und auch theologisch in etwa fragwürdigen (ein kirchliches Amt ist niemals, auch für den Mann nicht, ein Rechtsanspruch) Ausführungen von E. Moltmann-Wendel mit den aufschlussreichen Überlegungen von Hanna R. Laurien, Muss sie in der Kirche unmündig bleiben?, in: Orientierung 45 (1981) 32–34.

[3] So haben sich hinsichtlich einer Interessen-Organisation kirchlicher Angestellter in der Schweiz die zuständigen Stellen wesentlich flexibler erwiesen, als dies etwa O. von Nell-Breuning in seinem Beitrag «Die Kirche als Arbeitgeber» für die BRD nachzeichnen muss.

[4] Gemeint ist natürlich der mit dem Schwangerschaftsabbruch befasste § 218 des bundesdeutschen Strafrechts.

[5] Düsseldorf (Patmos) 1980, wobei auch hier ausschliesslich die Verhältnisse in der BRD zur Debatte stehen und so manches an dokumentierten Parteien-Stellungnahmen weniger interessieren wird.

offenbar in die gleiche Richtung: Unter dem Titel *«Pornographie – Anfang oder Ende der Freiheit?»* greift der Australier *John H. Court* das Problem auf[6]. An verschiedenen Kongressen und vor allem durch Studien in Los Angeles sammelte er sorgfältig die Argumente pro und contra und kommt zum Schluss, dass Pornographie weit eher autistische Verklemmungen fördert als befreit, dass sie abstumpft statt personal öffnet, und vor allem dass sie ein massloses Geschäft schamloser Ausbeutung darstellt. Obwohl der Überhang dieser negativen Folgen durch Umfragen gut belegt ist, werden diese aus Geschäftsinteressen unterschlagen und einer Schein-Mündigkeit das Wort geredet. Diese zu entlarven, macht den Wert dieser kleinen Schrift aus, auch wenn die in den Schlussfolgerungen angeführten Bibelzitate vorschnell biblizistisch argumentieren. Wo die Menschlichkeit angegriffen ist, ist Gottes Ebenbild getroffen; dies genügt als Argument und isolierte einzelne Bibelverse stören da eher. Auch scheint mir der Ruf nach der Zensur das gewissensbildende Moment oft zu sehr zu übertönen. Die Sachinformation bleibt aber dennoch wertvoll.

«Ethik der Erziehung»

Nachdem in den letzten Jahren sich vermehrt die Aufmerksamkeit der Moraltheologen auf die pädagogisch-katechetische Vermittlung ethischer Inhalte richtete[7], legt nun der Lörracher Religionspädagoge *Alfons Benning* einen ersten Versuch zur «Grundlegung und Konkretisierungen einer pädagogischen Ethik» unter dem Titel *«Ethik der Erziehung»* vor[8]. Es scheint bezeichnend, dass er ausser gewissen Ansätzen zu einer Wertpädagogik in den 1930er Jahren für voraufgehende Studien mit gleichem Schwerpunkt auf H. Pestalozzi und S.M. Sailer, also auf das frühe 19. Jahrhundert zurückgreifen muss. Der Grund dafür liegt nach der Meinung des Autors weitgehend darin, dass die Pädagogik im Anschluss an die Humanwissenschaften sich im Sinn der Aufklärung zunehmend, aber zu ihrem eigenen Schaden, als wertfrei verstand, also ihre eminent ethische Zielsetzung, nämlich den Aufbau einer vollmenschlichen Persönlichkeit als wissenschaftliche feststehende Tatsache, statt, was sie in jedem Fall ist, als ethische Setzung verstand.

Im Bewusstsein dieses Irrtums versucht nun der Verfasser, von einem wissenschaftstheoretischen Ansatz pädagogischer Ethik her deren Grundlagen und Eigenheiten aufzuarbeiten; dies führt ihn zur Bejahung ihrer weltanschaulichen Grundlagen, die dann positiv als christliche entfaltet werden: Ohne inhaltlich fachlich ein christliches Proprium über die allgemein menschlichen Dimensionen hinaus ausweisen zu können, gibt das evangelische Verständnis aber eine wertorientierende wie auch zeit- und wertkritische Funktion ab, die im II. Teil der Arbeit hinsichtlich einer Tugend- und Vorbilderziehung näher entfaltet wird. Dass damit dem christlichen Erzieher eine begründete Erziehungshilfe für sein Tun an die Hand gegeben wird, hebt der Verlag in der Vorstellung des Werks mit Recht hervor. Wichtiger noch scheint mir aber, dass damit einer wertorientierten Pädagogik allgemein und der christlichen insbesondere ihre wissenschaftstheoretische Begründung geliefert und damit das Vorurteil von deren religiöser Vereinnahmungstendenz und damit einer Vernachlässigung personaler Menschenrechte in der Erziehung abgebaut wird.

Systematische Rückfragen

Hinter all diesen menschenrechtlichen Fragen aber stehen stets diejenigen nach den Grundlagen und das heisst stets nach dem leitenden Menschenbild. Für die zahllosen konkreten Stellungnahmen des «Nestors der katholischen Soziallehre in Deutschland», also für Oswald von Nell-Breunings Sicht versucht *Werner Schwaderlapp* sie herauszuarbeiten, um sie dann an zwei sozialethischen Schwerpunkten zu entfalten, an *Eigentum und Arbeit*[9]. Eine knappe Einführung zu Person und Werk des Frankfurter Gelehrten leitet über zur sozial-philosophischen Fragestellung, welche den Menschen als einzelnen und zugleich als Gemeinschaftswesen begreift und so Gemein- wie Einzelwohl, Solidarität wie Subsidiarität stets gleicherweise zu berücksichtigen hat. Diese doppelte Rücksicht kann entsprechend nicht dem Zufall überlassen bleiben, sie bedarf der regulierenden Ordnung:

Dies gilt zunächst besonders eindrücklich für den Umgang des Menschen mit materiellen Gütern: einerseits bedarf der Mensch zur Wahrnehmung seiner Freiheit einer gewissen Herrschaft über materielle Güter, also eines Eigentums, obwohl die Erdengüter ursprünglich Allgemeingut sind. Eben deshalb aber steht dieses Eigentum aber anderseits stets auch in Sozialpflichtigkeit, was zum Beispiel dessen breite Streuung (statt Kapitalkonzentration) etwa durch Investivlohn u. ä. bedingt.

Damit aber ist eine Zuordnung von Eigentum und Arbeit angesprochen, die nach einer nun ebenfalls anthropologisch begründeten Bestimmung von Arbeit ruft: Arbeit als Mittel zur Selbstverwirklichung des Menschen in zielgerichtetem Tun erweist sich als die ethisch angemessene Umschreibung, die ihre Auswirkungen auch in der industriellen, technologischen Gesellschaft zeitigen und so etwa auch Strukturen der Mitbestimmung in einer Unternehmensverfassung garantieren muss. Was Nell-Breuning somit in seinem jahrzehntelangen Schaffen bietet, ist, wie der Verfasser zusammenfassend richtig hervorhebt, «praxisorientierte Theorie», das heisst echte Ethik, die freilich aus christlich motivierter Philosophie stammt, was der Leser auch dann nicht vergessen sollte, wenn ihm hier ausdrücklich die philosophische Dimension dargelegt wird.

So ist das Schaffen des Jesuiten Nell-Breuning Teil einer Wirkgeschichte christlichen Glaubens und Engagements zur Vermenschlichung von Welt und Gesellschaft, die einer seiner Kollegen seinerzeit in einem Überblick darzustellen versuchte und die als nachgelassenes Werk nun herauskommt: *Niklaus Monzel* (1906–1950), *Die katholische Kirche in der Sozialgeschichte* – von den Anfängen bis zur Gegenwart[10]. Walter Kerber situiert in einer Einleitung dieses noch in vorkonziliarer Zeit, also wesentlich in der von Pius XII. geprägten Epoche entstandene und aus dieser Sicht urteilende Werk, während der Verlag eine Weiterführung dieser Übersicht bis in die Gegenwart aus der Feder seines Schülers J. Stegmann in Aussicht stellt. Man wird gut daran tun, sich bei der Lektüre dieser Rahmenbedingungen bewusst zu bleiben. Dann aber erschliesst dieses Werk eine ungeahnte Fülle von Information, etwa über die Beteiligung der Christen am öffentlichen Leben im Wandel der Zeit, über Bodenverteilung und soziale Schichtung bzw. über die Ständeordnung und ihre religiös ideelle Begründung, über das Zinsproblem bis hin zur Entstehung des Kapitalismus mit den ihm zugrunde liegenden Menschenbildern. Neben diesen etwa ein Drittel des Bandes ausmachenden Kapiteln stehen dann vor allem jene, welche die gesellschaftliche Situation des neuzeitlichen Menschen mit den entsprechenden Problemen, und zwar aus katholischer wie protestantischer Sicht, aufgreifen: Demokratisierung und Säkula-

[6] Giessen (Brunnen-Verlag) 1980 (engl. Original: Exeter 1980).

[7] Vgl. dazu auch SKZ 148 (1980) 69–71: die Ausführungen zu J. Hoffmann, Moraltheologische und moralpädagogische Grundlegung, Düsseldorf 1979.

[8] Freiburg i. Br. (Herder) 1979.

[9] Vgl. Werner Schwaderlapp, Eigentum und Arbeit bei O. von Nell-Breuning, Düsseldorf (Patmos) 1980.

[10] Herausgegeben von T. Herweg und K.H. Grenner, München (Olzog-Verlag) 1980; von den Herausgebern stammt das die Persönlichkeit Monzels vorstellende Vorwort, sowie die guten Register und die Liste der weiterführenden Literatur.

risierung kommen da ebenso zur Sprache wie Klassenkampf, Streik oder Monopol[11], wobei natürlich die seit 1891 mit der Enzyklika «Rerum novarum» einsetzende sogenannte katholische Soziallehre im Vordergrund steht. – Monzel wollte keine Idealgeschichte schreiben; er will nicht beschönigen, sondern «mit den Erfahrungen der Vergangenheit die Aufgaben der Gegenwart zu lösen» versuchen. Dass er mit seinen Informationen zu einem sachgerechten Problemverständnis Wesentliches beiträgt, mögen diese paar Hinweise zeigen.

Strafe statt Versöhnung?

Wenn man aber von der Wirkgeschichte des Christentums redet, dann darf man das Kapitel des Strafrechts nicht ausklammern, so unrühmlich es über weite Strecken (und zwar ohne irgendwelche konfessionellen Unterschiede) auch ist. Eine «Odyssee ins Abseits» nennt sie der Pastoraltheologe und Gefangenenseelsorger *Eugen Wiesnet* in seinem Buch «zum Verhältnis von Christentum und Strafe»: *«Die verratene Versöhnung»*[12].

Der weitaus grösste Teil seines Buchs befasst sich allerdings mit den biblischen Grundlagen, mit dem alttestamentlichen Gerechtigkeitsbegriff (Tsedaka) beim Jahwisten, den Propheten und in den Psalmen und mit dessen Echo im Neuen Testament, bei Lukas, Mattäus und Paulus: immer steht die Versöhnung im Zentrum, auch im AT, wie es eindrücklich schon bei Kain sich zeigt: Versöhnung statt Strafe müsste daher eindeutig die christliche Devise lauten. Doch die Christen haben sie nur allzu oft umgekehrt: ein geschichtlicher Abriss verbunden mit konkreten Fallbeispielen belegt es abschliessend in erschreckender Weise. Vielleicht tut man gut daran, mit diesem letzten Teil die Lektüre zu beginnen: der eindeutige exegetische Befund kontrastiert dann vielleicht noch mehr zur Wirklichkeit, die entgegen allen Erwartungen auch die unsere ist: Auf eine Stellungnahme gegen die Todesstrafe erhielt ich selber vor einiger Zeit die schärfsten Antwortbriefe von sich als Christen bekennenden Menschen!

Was Wiesner vorlegt, muss bedacht werden; die leichte Lesbarkeit erschliesst einen einfachen Zugang zu einer dringend nötigen Gewissensbildung hinsichtlich einer Reform unseres Strafwesens, wobei Wiesner echter Resozialisierung mit entsprechenden Anforderungen das Wort redet und die leichte Tour des «Hotel-Gefängnisses» scharf ablehnt: Echte Versöhnung will nicht irgendwelche Schein-Erleichterung, ihr Ziel ist Erlösung, Befreiung im ursprünglichsten heilsgeschichtlichen Sinn, das also, was auf der Ebene der sozialen Gerechtigkeit viele Christen suchen unter dem Stichwort der

Befreiungstheologie

Unter verschiedenen Gesichtspunkten wurde dieser Ansatz in den letzten Jahren auch in Europa vorgestellt und kritisch beleuchtet. Diesen Schriften fügt nun der Tübinger Pastoraltheologe *Norbert Greinacher* noch eine weitere hinzu: *«Die Kirche der Armen – Zur Theologie der Befreiung»*[13]. Was dabei über diese theologische Denkweise wie über deren Entwicklung «von Medellín nach Puebla», das heisst im Zeitraum von 1968 bis 1979 zwischen den entscheidenden Gesamtkonferenzen der lateinamerikanischen Bischöfe dargestellt wird, bringt kaum Neues, ausser vielleicht, dass hier dieses Gedankengut von einem der SPD erklärterweise nahestehenden Autor in einem nicht kirchlich ausgerichteten Verlag dargelegt und so (hoffentlich) breiteren Kreisen erschlossen wird.

Von grösserem Interesse ist dagegen, was unter den Stichworten «Zur Diskussion um die Theologie der Befreiung» und «Herausforderung für die Kirchen in der ersten Welt» über die innerdeutsche Auseinandersetzung[14] dargelegt wird: Wenn dabei das letztlich positiv offene Urteil der internationalen Theologenkommission erwähnt wird, geschieht das mit Grund gegen eine enge rechtsdemokratische Richtung in der katholischen Soziallehre, «deren inhaltliche Verknüpfung mit dem kapitalistischen System offenkundig ist» (70). Wenn Greinacher aber dann dagegen ebenfalls eine Untersuchung dieser Kommission fordert, verkennt er (einmal abgesehen von der nörgelnden Kritik an einzelnen Formulierungen) die richtige Bedeutung einer solchen Stellungnahme, die ja eigentlich angesichts von Bedenken und Sorgen einzelner berechtigen Neuansätzen kritisch das Feld offen halten sollte. Alles andere fördert einen unguten Inquisitionsgeist, auch wenn er diesmal von links und «per impossibile» geäussert wird.

Kritischer, aber engagierter Unterstützung seitens aller Christen aber bedürfen die in Lateinamerika für Gerechtigkeit und Menschlichkeit wirkenden Theologen allemal. Dass ihr Einsatz gefährlich sein kann, auch für Leib und Leben, zeigte die Ermordung von Erzbischof Romero von San Salvador vor einem Jahr. Dass er es eigentlich immer war, zeigt ein vom Geschäftsführer der Adveniat-Aktion, *Emil L. Stehle* herausgegebener illustrierter Band: *«Zeugen des Glaubens – Von der Entdeckung bis zur Gegenwart»*[15], der als letzten Zeugen zwar Bischof Romero nennt[16], aber eine lange Reihe anderer Namen beibringt. Sicher stehen dabei nicht alle gleicherweise für das soziale Engagement, aber der Bischof Bartolomé de las Casas, der Missionar Francisco Solano, der einheimische Klosterbruder Martin de Porres, der Jesuit Roque Gonzales von den Reduktionen, der Sklaven-Seelsorger Petrus Claver oder der Verteidiger der Indianer Rudolf Lunkenbein gehören, jeder auf seine Art, dazu. Jeder von ihnen hat sich in seinem Jahrhundert (vom 16.–20.) gegen Grausamkeit, Ungerechtigkeit und Ausbeutung eingesetzt und sich mit ganzem Lebenseinsatz vor die Schwachen gestellt. Man hat oft den Eindruck, als wäre das Bild der Kirchen in Lateinamerika bis in die neueste Zeit bloss von Kollaboration mit den Mächtigen geprägt. Dass dies, einmal abgesehen davon, dass die staatskirchlichen Strukturen oft genug einer eigentlichen Unterdrückung der Kirche verzweifelt ähnlich sahen[17], trotz allem ein einseitiges Bild ist, zeigen diese biographischen Hinweise bei all ihrer Knappheit in eindrücklicher Weise.

Franz Furger

[11] Einigermassen erstaunlich ist, dass die Gewerkschaften nicht eigens thematisiert sind – das Wort fehlt sogar im Register.

[12] Düsseldorf (Patmos) 1980.

[13] München (Piper) 1980.

[14] Vgl. dazu vor allem die im Anhang dokumentierte Kontroverse um die Adveniat-Aktionen.

[15] Mainz (Matthias-Grünewald) 1980.

[16] Was immerhin zeigt, dass man auch bei Adveniat Sinn für solches Zeugnis hat.

[17] Man bedenke, dass nur der spanischen Krone bzw. deren Vertretern und später nachfolgenden Regierungen genehme Personen zu kirchlichen Ämtern zugelassen wurden.

Pastoral

«Herr Pfarrer, wir möchten heiraten»

Der erste Kontakt: die Anmeldung

Meist erfolgt die Anmeldung telefonisch: «Herr Pfarrer, wir möchten heiraten.» Ich gehe aus von der Annahme, dass ich für die Brautleute kein unbeschriebenes Blatt bin. Im besten Fall kennen sie mich persönlich. Oft kennen sie mich nicht, haben aber im Laufe ihres Lebens Mitbrüder kennengelernt. Ich muss damit rechnen, dass sie dieses Priesterbild auf mich übertragen. Es kann sein, dass sie vor mir Angst haben, dass sie mich eigentlich abgeschrieben haben oder dass sie mich überfordern. Darum ist schon dieser erste Kon-

takt sehr wichtig für das folgende Gespräch und die Gestaltung der Trauung.

Es wird für den Anrufenden ein Unterschied sein, ob ich ihm sage: «Sie können am nächsten Samstag um 15 Uhr zu mir kommen», oder ob ich ihm vorschlage: «Mir würde es nächsten Samstag um 15 Uhr gut passen, wie würde das Ihnen gehen?» Das eine Mal wird er sich als kleiner Bittsteller vorkommen, der sich anzupassen hat, das andere Mal als ebenbürtiger Gesprächspartner.

Die persönliche Einstimmung: das Beten

Ich bin der Meinung, dass es sich lohnt, einige Minuten vor der Ankunft der Besucher sich im Gebet auf die Begegnung vorzubereiten. Wenn ich die beiden kenne, wird es leichter sein. Andernfalls kann es mir helfen, wenn ich dem Herrgott etwa folgendes sage: «Du, ich bin gespannt, wie die beiden aussehen. Werden sie mir gefallen? Werde ich ihn oder sie unsympathisch finden, oder unreif, unmöglich? – Schliesslich heiraten ja die beiden einander. Mir muss keines von beiden gefallen. Dir gefallen sie sicher. Es sind ja Deine Kinder...»

Die erwachsenen Kinder Gottes möchte ich herzlich empfangen. Wo? Im Sprechzimmer? Im Büro? In der Stube? Wo werden sie sich wohlfühlen? (Sollte ich nicht endlich anders möblieren?) Will ich ihnen etwas anbieten? Was mache ich, wenn es läutet? (Ich weiss ja, dass sie es sind.) Soll die Haushälterin an die Türe gehen, oder empfange ich sie selbst?

Ich gehe aus von der Glaubenswahrheit: Gott mag die beiden gut. Vielleicht wissen sie das nicht einmal. Meine Hauptaufgabe als Seelsorger besteht darin, sie diese Wahrheit (neu) erleben zu lassen.

Der Gesprächsstil: zuhören können

Ich halte es pastoral nicht für sehr verantwortbar, das Gespräch als «Brautexamen» aufzuziehen. Darum lasse ich den Fragebogen vorerst beiseite. Die beiden haben sich zur kirchlichen Trauung angemeldet. Dieses Anliegen bildet das Hauptthema des Gespräches.

Aufmerksam zuhörend lasse ich sie erzählen, wie sie sich die Trauung vorstellen: den äusseren Rahmen, die Gäste (eventuelle Berücksichtigungen), den Kirchenschmuck, die Musik, eventuelle Liederwahl (Vervielfältigungen?), vor allem die Schriftlesungen, die sie für den Wortgottesdienst wünschen. Auch meine erste Vorbereitung der Trauansprache beginnt in diesem Gespräch. Welche Anliegen möchten sie in den Fürbitten ausdrücken, wer formuliert sie, wer trägt sie vor?

Ob es sinnvoll ist, bei der Trauung eine Messe zu feiern, hängt wesentlich vom Brautpaar ab, vielleicht auch von den Gästen (vgl. dazu: Die Feier der kirchlichen Trauung, Einsiedeln 1975, Pastorale Einführung Nr. 25).

Dies gilt vor allem bei bekenntnisverschiedenen Paaren (Nr. 26). In der evangelischen Tradition ist es nicht üblich, die Trauung mit einer Abendmahlsfeier zu verbinden. Nach Möglichkeit sollte die Feier für alle Teilnehmer mitvollziehbar sein.

Der pastorale Schwerpunkt: der Vermählungstext

Mittelpunkt der Trauung und des vorbereitenden Gespräches ist das eigentliche Trauungswort, der «Vermählungsspruch». Den meisten Brautpaaren hilft es, diesen Text innerhalb einer Phantasie-Meditation auf sich wirken zu lassen. Ich lade sie dazu ein und begleite sie mit kurzen Regieanweisungen – und genügend langen Zwischenräumen. Der Einstieg in die Phantasie-Meditation beginnt nach einer kurzen Entspannung und mit geschlossenen Augen. In der Begleitung geht es etwa um folgendes: Die beiden versetzen sich in die ausgewählte Kirche, die nach ihren Wünschen geschmückt ist, sind umgeben von jenen Gästen, deren Gegenwart ihnen wertvoll ist. Ihre Wunschmusik erfüllt den sakralen Raum. Sie spüren gegenseitig ihre Nähe und erleben in ihrer Phantasie-Meditation jenen entscheidenden Augenblick, da sie sagen: «Vor Gott und allen hier Versammelten nehme ich Dich an als meine Frau (meinen Mann) und verspreche Dir die Treue in guten und in bösen Tagen, in Gesundheit und in Krankheit. Ich will Dich lieben, achten und ehren, solange ich lebe».

Die pastorale Vertiefung: Verarbeitung der Meditation

Diese Meditation lässt sich im anschliessenden Gespräch zwanglos auswerten. Ergiebig wird das Gespräch, wenn die Brautleute schildern können, was sie während der Meditation besonders bewegt hat. Ich muss aber damit rechnen, dass nicht alle Paare sich darüber äussern können. Vielen fällt ein Gedankenaustausch über die Textanalyse leichter. Er kann durch Vergleiche mit analogen Texten angeregt werden.

So etwa: was entspricht den beiden besser, zu sagen «vor Gottes Angesicht», oder «vor Gott», oder «vor Gott und allen hier Versammelten» (Gottes- und Kirchenbild)? Was entspricht ihnen mehr: «Ich nehme Dich zu meiner Ehefrau» oder «Ich nehme Dich an als meine Frau» (Partnerbesitz oder -beziehung)?

Trauwort und Meditation finden eine Vertiefung im Gespräch über den Inhalt der vier in die Liturgie eingeschlossenen Fragen nach Freiheit, Treue, christlicher Kindererziehung und (neu) nach sozialem Engagement. Zudem möchte ich das Brautpaar mit diesen Fragen nicht erst bei der Trauung überrumpeln.

Ein Stück Katechese: Das Ehesakrament

Die meisten Paare entdecken erlebte Parallelen zwischen ihrer Beziehung zum Partner und ihrer Beziehung zu Gott, zwischen der Liebe, die sie zueinander erfahren und jenem Glauben, der uns im Leben Halt gibt, weil wir aus ihm wissen, dass Gott uns annimmt.

Ich lege wenig Wert auf die Darlegung einer terminologisch exakten Sakramententheologie, die nur wenigen verständlich ist und darum den Ehealltag kaum tangieren würde. Wichtiger scheint mir, bei jedem Paar jene Nahtstelle zu finden, in der aus der Liebesbeziehung zum Partner eine stärkere Glaubensbeziehung zu Christus und seiner Liebe zu uns Menschen im Ansatz vorhanden ist oder wenigstens erhofft werden kann: Dies Geheimnis ist tatsächlich gross.

Josef Venetz

Weltkirche

Polens Primas

Wenige Wochen vor seinem 80. Geburtstag, gerade am Fest der Himmelfahrt Christi, ist der Primas Polens, Kardinal Stefan Wyszyński, zum Herrn heimgegangen. Am letzten Tag des Marienmonats Mai wurde der grosse Marienverehrer in seiner Warschauer Kathedrale zur letzten Ruhe gebettet. Keiner hat je in Polen ein grösseres Begräbnis erhalten. Er hat über drei Jahrzehnte an der Spitze der Kirche Polens gestanden und sie durch ihre schwerste Belastungsprobe im Laufe ihrer tausendjährigen Geschichte geführt.

Herkunft und erstes Wirken

Stefan Wyszyński wurde am 3. August 1901 in Zuzela am Bug, an der Grenze zwischen den Landschaften Masowien und Podlasien, geboren. Sein Vater entstammte einer kleinbäuerlichen Familie, die in der zaristischen Zeit von der heimatlichen

Scholle vertrieben wurde, und verdiente sich sein Brot als Organist an der Dorfkirche. Am Gymnasium in Warschau und am Priesterseminar in Wloclawek erhält der junge Stefan eine gediegene Ausbildung, während der Erste Weltkrieg über das Land hinwegfegt und aus seinen Trümmern ein neues Polen entsteht.

An seinem 23. Geburtstag wird Wyszyński zum Priester geweiht. Zwei Tage später feiert er – bezeichnend genug – in der Gnadenkapelle auf der Jasna Góra, vor dem Bild der «Schwarzen Madonna» von Czenstochau, sein erstes heiliges Messopfer. Der junge Priester wird schon früh neben der Seelsorge mit publizistischen Aufgaben betraut. Er wird Redakteur der katholischen Tageszeitung «Slowo Powszechne» und später der Priesterzeitschrift «Ateneum Kaplańskie». Dazwischen studiert er an der Katholischen Universität Lublin und promoviert zum Doktor mit einer Arbeit über die Schulfrage. Auf einer Reise, die ihn 1929/30 durch ganz Mitteleuropa führt, nach Rom, Mailand, Paris und Löwen, nach Köln, Mönchen-Gladbach und Düsseldorf, studiert er vor allem die sozialen Probleme. Er sieht sich in der Gewerkschaftsarbeit Deutschlands und bei der Christlichen Arbeiterjugend Belgiens um. So ausgerüstet, entfaltet er in seiner Heimatdiözese Wloclawek eine umfassende Tätigkeit. Als Professor für Volkswirtschaft und Sozialethik am Priesterseminar sucht er die jungen Theologen zum Verständnis der Arbeiterfrage zu führen und nimmt sich der christlichen Gewerkschaften an, denen er das Leo-Haus als Zentrale baut. Daneben gründet er die Marianische Sodalität, hält Exerzitien für Akademiker, spricht vor der katholischen Jugend, gibt Vorlesungen in Lublin und entfaltet eine ausgedehnte publizistische Tätigkeit. Als Frucht seiner Reise nach Westeuropa erscheint 1931 sein Buch «Haupttypen der Katholischen Aktion im Ausland».

Kein Wunder, dass er auch von der Gestapo ein gesuchter Mann ist, als Hitler Polen überfällt und besetzt. Wyszyński muss untertauchen, zunächst auf dem Gut einer adeligen Familie bei Lublin und dann im weitläufigen Gelände der Blindenanstalt von Laski bei Warschau. Auch jetzt ist er nicht untätig. Er unterrichtet heimlich die Gymnasiasten, denen durch das nazistische Regime der Besuch höherer Schulen verboten ist, und betreut die Untergrundarmee während des Warschauer Aufstandes. Kaum ist die Herrschaft Hitlers in Polen zusammengebrochen, kehrt Wyszyński nach Wloclawek zurück und arbeitet mit am Aufbau der Diözese, des Priesterseminars, der Diözesandruckerei und der früheren Zeitschriften.

Bischof von Lublin

Mitten in dieser vielseitigen Arbeit trifft ihn der Ruf auf den Bischofsstuhl von Lublin. In der Wallfahrtskirche von Czenstochau erhält er, das jüngste Mitglied des polnischen Episkopats, durch die Hände des Kardinals Hlond die Weihe. Der erfahrene Sozialtheoretiker und Arbeiterseelsorger ist gerade der rechte Mann für die neue Zeit und im kommunistischen Staat, der die Arbeiter für seine Ziele gewinnen und eine sozialistische Ordnung aufrichten will. Wyszyński weiss um die sozialen Probleme und kennt die Seele des Arbeiters besser als viele andere. Als Bischof hält er noch an der Universität, deren Grosskanzler er jetzt ist, Vorlesungen über die katholische Soziallehre und legt in den Kirchen die päpstlichen Sozialenzykliken aus. Sein Terminkalender ist vollbesetzt. Fast jeden Tag hält er Visitationen, Firmungen, Predigten bei verschiedensten Veranstaltungen, vor allem vor der Jugend.

Aber seines Bleibens in Lublin ist nicht lang. Als Kardinal August Hlond, der Erzbischof von Warschau-Gnesen und Primas Polens, am 22. Oktober 1948 stirbt, ernennt ihn Papst Pius XII. zu dessen Nachfolger. Er muss nun nicht nur die beiden Kathedralen seiner Bischofssitze und die meisten Kirchen der polnischen Hauptstadt, die die Deutschen zerstört haben, aus dem Schutt wieder aufbauen. Auf ihm als dem Primas Polens liegt auch die ganze Verantwortung für das Schicksal der Kirche seines Landes. Wenn auch andere Länder den Primastitel kennen – in Frankreich im Erzbischof von Lyon, im alten deutschen Reich im Erzbischof von Salzburg, in Ungarn im Erzbischof von Esztergom –, so ist er in Polen kein leerer Name. Wie in früheren Jahrhunderten der Primas dort bei Erledigung des Königsthrones als «Interrex» galt, so ist auch jetzt für viele Polen, die die mit List und Gewalt an die Macht gekommene kommunistische Regierung ablehnen, der Primas der legitime Statthalter der staatlichen Macht und der Garant der inneren Einheit des Volkes. Wyszyński sucht nicht den Kampf und die Konfrontation. Er will Seelsorger und nicht Politiker sein. Aber er scheut auch nicht die Auseinandersetzung mit der staatlichen Macht und verteidigt verbissen die Rechte und die Freiheit der Kirche.

Primas Polens

Wyszyński, in Lublin noch einer unter vielen, wird nun zum unbestrittenen geistigen Führer der Nation. Episkopat, Klerus und Volk Polens stehen unerschütterlich und geschlossen hinter ihm. Eine in sich gespaltene, ja schon eine unsichere und schwankende Kirche könnte niemals dem ungeheuren Druck und Vernichtungswillen der Gegenseite standhalten. Daher die scharfe Ablehnung der «patriotischen Priester» und der katholischen Laienvereinigung «Pax», die mit dem kommunistischen Regime zu paktieren suchen. Daher auch später das Misstrauen gegen die vatikanische «Ostpolitik» unter Paul VI., da Wyszyński befürchtet, die vatikanischen Unterhändler Casaroli und Poggi könnten über seinen Kopf hinweg mit der polnischen Regierung Abmachungen schliessen, die der Kirche schädlich sind. Daher auch seine anfänglichen Bedenken gegen die Ernennung eines zweiten Kardinals in Krakau, da er um die Versuche weiss, beide Purpurträger gegeneinander auszuspielen. Die Einheit geht ihm über alles.

Immer stärker wird seit 1951, in der «stalinistischen» Ära, der Druck auf die Kirche. Immer zahlreicher werden die Verbote der kirchlichen Institutionen und der Presse, die Einschränkungen des kirchlichen Lebens. Der Papst erhebt am 12. Januar 1953 den mutigen Anwalt der polnischen Kirche zum Kardinal, aber der Staat verbietet ihm die Reise nach Rom. Schliesslich schreckt er nicht vor der Durchsuchung der Krakauer Kurie und vor der Verhaftung des Bischofs von Kielce, Czeslaw Kaczmarek, zurück, der sich vor Gericht unter schwerem seelischen Druck als Agent des britischen Geheimdienstes bezeichnet. Trotz der Warnungen des Pax-Führers Piasecki steht Wyszyński zu seinem unglücklichen Amtsbruder – und wird in der Nacht vom 26. September 1953 selbst verhaftet. Er wird in einem kleinen Kloster im Ermland interniert. Jetzt kann er nicht mehr für die Kirche Polens arbeiten, nur noch für sie beten und leiden. Drei volle Jahre währt die Verbannung. Doch das Volk, das er zusammengeschweisst hat, bleibt seinem Glauben und seinem Primas treu.

Mit dem polnischen «Tauwetter» im Herbst 1956 kommt auch für den standhaften Kardinal die Stunde der Befreiung. Am Christkönigsfest kehrt er im Triumph in seine Kathedrale zurück. Jetzt kann er auch im Mai des folgenden Jahres nach Rom reisen, um den Kardinalshut in Empfang zu nehmen. Die Regierung erlaubt sogar dem grössten Teil des Episkopats die Teilnahme am Vatikanischen Konzil. Unter den Konzilsvätern spielt der polnische Kardinal bald eine führende Rolle. Die Erfahrung des Kirchenkampfes hat ihn gelehrt, dass nur ein volksverbundener, nicht ein rein intellektueller Katholizismus die Stürme der Zeit überstehen kann. So überreicht er dem Papst eine Bittschrift des polnischen Episkopats, Maria als Mutter der Kirche zu erklären. Im selben Sinn tritt er

in der letzten Sitzung des November 1965, in der die Kardinäle noch zu Wort kommen, für die Beibehaltung, wenn auch Reform der Ablässe ein.

Wenige Tage später, zum Abschluss des Konzils, ergeht die berühmte Versöhnungsbotschaft des polnischen Episkopats an seine deutschen Amtsbrüder. Der Schritt ist Wyszyński sicher nicht leicht gefallen, nachdem er noch kurz zuvor von deutscher, auch katholischer Seite so schwer angegriffen und beleidigt worden ist. Noch heute haben manche sein Wort von den polnischen Steinen des Breslauer Domes nicht vergessen. Dabei war dies keineswegs eine Spitze gegen die Deutschen, sondern gegen die polnische Regierung, wie der frühere deutsche Generalvikar Wosnitza von Katowice in Köln erklärte: Wäre der Dom von Anfang an deutsch gewesen, könnte ihn die polnische Regierung mit Recht als Kriegsbeute betrachten, andernfalls aber muss sie der polnischen Kirche ihr Eigentum zurückgeben. Der Brief, der auf die Anregung des Breslauer Erzbischofs Kominek zurückgeht, gipfelt in dem Bekenntnis: «Wir verzeihen und bitten um Vergebung.»

Primas des «Millenniums»

Das Wort löste bei den Kommunisten einen Sturm der Empörung aus und überschattete das «Millennium», die Tausendjahrfeier der Bekehrung Polens im Jahre 966, das Kardinal Wyszyński gleich nach seiner Freilassung mit einer Jahresnovene vorbereitet hat. Auch der geplante Besuch des Papstes wird dadurch unmöglich. Trotzdem scharen sich Sonntag um Sonntag Hunderttausende von Gläubigen in den Städten, in denen das Millennium reihum gefeiert wird, um den Primas und die anderen Bischöfe. So ist Wyszyński der Primas des «Millenniums» geworden, der sein vom Staatsatheismus bedrohtes Volk in das zweite Jahrtausend seiner christlichen Geschichte hinübergeführt hat.

Wyszyński war ein glänzender und fruchtbarer Schriftsteller. Seine Bibliographie wies schon bei seinem silbernen Bischofsjubiläum 1971 über 300 Titel auf, vom Hirtenbrief bis zur gelehrten Abhandlung. Er war aber auch ein begnadeter Kanzelredner. Er predigte selten unter einer Stunde. Aber er zog die Leute, auch die Jugend, in seinen Bann, wie ich es immer wieder spürte. Er sprach gewöhnlich frei, ohne Notizen. Aber was er sagte, war tief durchdacht und durchbetet. Immer wieder wurde er zu den hohen Festen des Kirchenjahres und zu den grossen Jubiläen im ganzen Land geholt. Mutig sagte er dann, was nicht gedruckt oder gesendet werden durfte. Eines seiner grössten Anliegen war der Priester- und Ordensnachwuchs. Er hat noch den dringend notwendigen Neubau des Warschauer Priesterseminars in die Wege geleitet, aber den Abschluss nicht mehr erlebt.

Der grösste Triumph in seinem Leben war wohl die Wahl eines Polen zum Papst. Sie war gleichsam der Lohn für das Leid, das das polnische Volk wie kaum ein anderes für seine Glaubenstreue erduldet hat. Noch steht vor meinen Augen die Szene, als am Tag nach der Amtseinführung Johannes Pauls II. in der ersten Audienz für seine polnischen Landsleute der greise Primas sich vor dem fast 20 Jahre jüngeren Papst niederwirft und Wojtyla, der dies nicht verhindern kann, ebenfalls vor Wyszyński in die Knie geht und sich beide lange und herzlich umarmen. Wojtylas Wahl gibt auch dem Primas eine starke und ungeahnte Stütze in seinem Kampf um die Rechte der Kirche.

Das zeigt sich schon wenige Monate später beim Besuch des neuen Papstes in seiner Heimat. Für das Protokoll müssen staatliche und kirchliche Stellen eng zusammenarbeiten, bisweilen sich auch zusammenraufen. Höhepunkt ist die Begegnung zwischen Papst und Primas einerseits, Staatspräsident Jabłoński und Parteichef Gierek andererseits im Belvedere-Palast.

Durch seine feste Haltung hat sich der Primas die Achtung von Staat und Partei errungen. Man weiss bei ihm, wie man daran ist. So hat sich Parteisekretär Gierek selbst beim Papst dafür verwandt, das Rücktrittsgesuch Wyszyńskis nicht anzunehmen. Als dann seit dem vorigen Sommer neue Unruhen das Land erschüttern, hat sich der Primas zwar eindeutig zu den Forderungen der Arbeiter nach unabhängigen Gewerkschaften bekannt und ebenso den Wunsch nach einer eigenen Bauerngewerkschaft unterstützt. Aber er hat ebenso fest bis zu seinem Tod zu Besonnenheit und Mässigung gemahnt, selbst wenn er dadurch die Sympathien mancher antikommunistischer Heisssporne verscherzte. Diese um Ausgleich bemühte Haltung hat ihm die Regierung mit ihrer Teilnahme an den Beisetzungsfeierlichkeiten und einer viertägigen Staatstrauer gedankt.

Mit dem Tod des Primas ist ein bedeutsamer Abschnitt der Kirchengeschichte zu Ende gegangen. Im Kampf mit dem Kommunismus ist Wyszyński unbestrittener Sieger geblieben. Er hat für seine Kirche ein Höchstmass an Freiheiten erreicht. Staat und Kirche wollen auf diesem unausgesprochenen «Modus vivendi» weiterbauen. Die Frage ist nur, wie weit der «grosse Bruder» in Moskau diese Entwicklung auf Dauer zulassen wird. *Helmut Holzapfel*

Neue Bücher

In Sorge um die Kirche

Mit grosser Wahrscheinlichkeit ist der 14. Band der Schriften zur Theologie[1] der letzte Band dieser Reihe. Denn Karl Rahner schreibt im Vorwort: «Ich hoffe, dass dieser Band sich einigermassen würdig den vorausgehenden anfügen kann. Der Käufer mag beruhigt sein: Aller Voraussicht nach wird kein weiterer Band sich mehr an diese 14 Bände anreihen. Mit dem Sachregister sind es ungefähr 7500 Seiten. Das scheint mir genug zu sein für mich – und den Leser.»

Glaube und Kirche

Trotz allen Schwierigkeiten der nachkonziliaren Kirche schreibt Rahner überzeugt und überzeugend vom Mut zum kirchlichen Christentum. In aller Aufrichtigkeit bekennt er: «Eine letzte Identifikation mit dem Grundwesen der Kirche, das ihr nie verlorenging oder -geht, bedeutet ja kein Einverständnis mit allem und jedem, was in der Kirche getan wird. Auch nicht mit allem und jedem, was in der Kirche als offizielle Lehre vorgetragen wird. Für mich ist zwar das eigentliche Dogma der Kirche eine schlechthin verpflichtende Grösse; und ich musste als Christ und als Theologe gar nicht selten mit einer gewissen Anstrengung des Geistes und des Herzens fragen, was mit einem bestimmten Satz, den das kirchliche Lehramt als Dogma vorträgt, eigentlich gemeint sei, um meine Zustimmung ehrlich und ruhig leisten zu können. Ich habe aber keinen Fall in meiner Lebensgeschichte erlebt, in dem mir dies nicht möglich gewesen wäre; wenigstens dann nicht, wenn ich mir auch bei solchen klarmachte, dass sie alle nur mit ihrem Richtungssinn auf das Mysterium Gottes selbst richtig verstanden werden, dass sie immer in einer auch geschichtlich bedingten Gestalt auftreten, immer unvermeidlich mit gewissen Amalgamen verbunden sind, die nicht eigentlich zu ihrem Aussageinhalt gehören und diesen doch missverständlich machen können, dass diese Dogmen in ihrer Formulierung auch Sprachregelungen sind, die von der gemeinten Sache her nicht immer gerade so sein müssten» (S. 19 f.).

Anders ist es mit relativ untergeordneten Lehren, auf dem Gebiet der Exegese, der systematischen Theologie, welche vom

[1] Karl Rahner, In Sorge um die Kirche. Schriften zur Theologie 14. Bearbeitet von Paul Imhof SJ, Benziger Verlag, Zürich 1980, 484 Seiten.

römischen Lehramt mit dem Anspruch der Verbindlichkeit, aber nicht als dogmatische Definitionen vorgetragen werden. Bei solchen Äusserungen aus jüngster Zeit findet Rahner weder von der Sachargumentation noch von der in Anspruch genommenen Lehrautorität her einen überzeugenden Grund, der umstrittenen Lehre aus «Humanae Vitae» Pauls VI. oder der Erklärung der Glaubenskongregation zuzustimmen, welche die Ordination einer Frau grundsätzlich und für alle Zeiten und Kulturen ausschliessen will.

Priestertum

Aktuell und anregend sind Rahners Ausführungen über die Spiritualität des Weltpriesters. Er ist der Ansicht, dass die Spiritualität des Priesters vor allem vom Dienst des Wortes her geprägt sein soll, von seiner Verpflichtung, im Namen der Kirche, mit seiner ganzen Existenz vor einer ungläubigen oder bloss dem Irdischen ergebenen Welt einzutreten für das Evangelium Gottes, seiner vergebenden Gnade, seines gekreuzigten und auferstandenen Christus als der irreversiblen Selbstzusage Gottes an die Welt. Allerdings ist die Spiritualität eines Laien, der in der heutigen säkularisierten oder atheistischen Umwelt seine christliche Überzeugung radikal lebt, von dieser priesterlichen Spiritualität nicht klar und deutlich unterscheidbar. So kommt es darauf hinaus, dass der Priester von seinem Amt her eine zusätzliche Verpflichtung hat, die eine und selbe Spiritualität, die er mit allen gemeinsam hat, auch wirklich zu leben und so durch sein Leben das Evangelium zu bezeugen, das zu verkünden sein amtlicher Auftrag ist.

Bedenkenswert sind die praktischen Folgerungen, die Rahner für den Priester von heute aus diesen Prämissen zieht. «Wenn die Botschaft des Evangeliums die mit dem Leben zu bezahlende Aufgabe des Priesters ist, wenn diese Botschaft gebietet, mit Jesus auf der Seite der Armen und Deklassierten zu stehen, dann weiss ich nicht, ob der bei uns zulande wie selbstverständlich von einem Grossteil unseres Klerus praktizierte, wohlhabende Lebensstil, der dem eines Akademikers bei uns entspricht, eigentlich der vom Priester geforderten Spiritualität entspricht...Bestünde denn nicht christliche Spiritualität darin, ungezwungen einen Lebensstil zu realisieren, der den Priester wenigstens in die Nähe der Armen bringt?...Dem deutschen Klerus täte eine Revision des durchschnittlichen Lebensstils, den er pflegt, sehr gut, und zwar, bevor er durch äussere Umstände dazu gezwungen wird... Wenn wir auf Jesus blicken, dann scheint es mir nicht gerade eindeutig zu unserer Spiritualität zu gehören, dass wir in der BRD hauptsächlich, fast ganz und mit Recht, zu den Verteidigern der gesellschaftlichen Verhältnisse gezählt werden. Wenn wir ehrlich sind, sind wir Priester bei uns nicht gerade sehr deutlich und eindrucksvoll das Gewissen der Nation, da, wo dieses Gewissen uns konkret drücken sollte, wozu eben nicht nur der Kampf um den Abtreibungsparagraphen gehört. Solches sozialkritisches Engagement gehört nicht nur zu den Berufsaufgaben des Priesters, sondern müsste auch seine Spiritualität mitprägen, weil es Widerspruch, Bekämpfung und Ähnliches mit sich bringt, das als Teilnahme am Los Jesu verstanden werden muss. Der Priester von heute ist nur der lebendige Verkünder des Evangeliums, wenn er, so gut und so weit es ihm gegeben ist, ein Mystagoge jener letzten religiösen Erfahrung Gottes und seiner Gnade von innen her ist, ohne die heute ein Mensch auf die Dauer gegen den Druck der säkularisierten Umwelt nicht mehr Christ bleiben wird. Das aber setzt voraus, dass der Priester selbst, so gut und so weit er es eben vermag, selber jene persönliche Erfahrung Gottes von innen her macht, ohne die er zu einem magische und heute nicht mehr glaubwürdige Zeremonien zelebrierenden Kult- und Kirchenbeamten depravieren würde» (S. 179 f.).

Gegenüber einer gewissen Tendenz, das Priesterliche fast ausschliesslich in der Feier der Eucharistie zu sehen, sagt Rahner, indem er sich auf das Beispiel des hl. Ignatius von Loyola beruft: «Die Verkündigung des Evangeliums, der Dienst an den Armen, das Eintreten für die Deklassierten, die Nachfolge Jesu in diesem Sinn gehören genau so zum priesterlichen Amt wie – ich meine das nicht in einem abwertenden Sinn – das ‹Messe lesen› können» (S. 190).

Kirchliches Leben

Die Kirche hat eine grosse Verantwortung für die Freiheit des einzelnen. Allerdings belehrt sie die biblische Offenbarung, dass in der Geschichte die unendliche Freiheit nicht erreicht werden kann, weil sie das eschatologische Heilsgut ist. Mit dieser nüchternen Feststellung bewahrt sie die Menschheit davor, den Menschen von heute einfach dem Menschen von morgen zu opfern.

Die Kirche ist heute eine Minderheit in der menschlichen Gesellschaft. Dieser Minderheitsstatus fordert von ihr, für das innerkirchliche Leben neue Modelle des Ausgleichs von Autorität und Freiheit zu gestalten, die sie bis heute noch nicht entwickelt hat. Um diesen Ausgleich zu verwirklichen, müsste das Verhältnis von Amt und Basis erheblich anders gestaltet werden, als wir es heute gewohnt sind. Dafür sind bereits bestehende Basisgemeinden verheissungsvolle Ansätze. So werden die Kirchen der Zukunft Gemeinschaften sein, die sich von unten her durch Basisgemeinden freier Initiative und Assoziation aufbauen.

Echte Basisgemeinde ist kein Gegenbegriff zur Pfarrei. Sie muss nicht immer mit der Pfarrei identisch sein, was aber nicht ausschliesst, dass eine von oben institutionalisierte Pfarrei gleichzeitig eine lebendige Basisgemeinde von unten her sein kann. Echt christliche Basisgemeinden, die ja immer innerhalb der Kirchen stehen, halten sich offen für den ganzen Reichtum der Überlieferung an geistlicher Erfahrung, an theologischer Überlegung, an liturgischer Praxis, an gesellschaftspolitischer Theorie und Praxis, den die Geschichte der Kirche uns anbietet.

Zukunft der Kirche

In einem Traum erfährt Rahner, wie im Jahr 1985 der Papst mit einem Dutzend höchster Vertreter christlicher Kirchen konferiert. Dabei äussert der Papst folgende Gedanken: Ich gehe von der Voraussetzung aus, dass in den Kirchen, die zur Einigung kommen sollten, nicht jeder Satz, den eine Kirche ausdrücklich mit einem absoluten Glaubensengagement bejaht, auch in jeder anderen Kirche dasselbe Gewicht haben und ausdrücklich als indiskutabler Glaubenssatz gelehrt werden muss. Der Heilige Stuhl hat sich bisher zu wenig bemüht, von sich aus die Unterscheidung deutlich aufzuzeigen zwischen dem, was nach katholischem Glaubensgewissen unbedingt festgehalten werden muss, und dem, was in Lehre und Praxis hinsichtlich des römischen Primats zeitbedingt und aufgebbar ist. Dass die Ausübung der päpstlichen Lehrvollmacht in Zukunft auf die gleiche Weise weitergehen wird wie bisher, ist nicht wahrscheinlich. Die künftige Lehrgeschichte des Christentums und der Kirche scheint nicht auf eine materiale Weiterdifferenzierung der christlichen Glaubenssubstanz hin zu tendieren, sondern auf eine Neuaussage der letzten Grundsubstanz des Christentums, die der geistes- und gesellschaftspolitischen Situation von heute und morgen entspricht. Die Botschaft des Evangeliums hat nur dann eine wirkliche Hoffnung auf die Zukunft, wenn ihre innerste erlösende und befreiende Grundwahrheit lebendig aus einem unmittelbaren Kontakt mit den Menschen und der Welt von heute und morgen geschieht. Die Frage kann offengelassen werden, ob die andern grossen Teilkirchen, die in Einheit und Frieden mit der Römischen Kirche leben werden, auch explizit die Leh-

re über das Papsttum in genau der Formulierung verkünden müssen, wie diese im Ersten Vatikanischen Konzil bei uns gegeben ist.

Nachdem der Papst sich verabschiedet hatte, sagte ein Afrikaner: «Ich kann eigentlich nicht einsehen, warum das Ganze ein so furchtbares Problem sein soll. Wir wollen doch, bei aller Selbständigkeit unserer Kirchen, *eine* Kirche. Und bei uns ist es doch selbstverständlich, dass bei allem ‹parlamentarischen› Mitwirken aller eine konkrete, lebendige Person Träger und Repräsentant dieser Einheit sein muss und wirklich auch etwas zu sagen haben muss. Eigentlich käme es mir lächerlich vor, wenn wir uns daranmachen wollten, einen solchen Repräsentanten der Einheit neu zu erfinden, wenn sich doch aus der Geschichte der Kirche ein solcher als schon gegeben anbietet» (S. 365).

Schuld und Leid

Im Artikel «Fegfeuer» wirft Rahner die Frage auf, ob der Zwischenzustand des Fegfeuers nicht jenen unzähligen Menschen, die nie zu einer personalen Entscheidung gekommen sind, die Möglichkeit zu einer solchen Entscheidung eröffnet. Er meint: «Die Vorstellung, eine solche Entscheidung geschähe ‹im Tod›, und zwar dann auch bei den ‹Unmündigen›, eine Vorstellung, die L. Boros vertritt, ist genau gesehen nur eine andere Formulierung für das hier Gemeinte» (S. 447).

«Warum lässt Gott leiden?» ist eine Frage, die gerade in unserer Zeit viele bedrängt. Rahner gibt sich mit den herkömmlichen Antworten der Theologen auf sie nicht zufrieden. Er ist der Ansicht, dass die Unbegreiflichkeit des Leidens ein Stück der Unbegreiflichkeit Gottes ist. Es ist eine Erscheinung der Unbegreiflichkeit Gottes in seinem Wesen und seiner Freiheit. «In seinem Wesen, weil wir ja trotz der Fürchterlichkeit, der (so könnten wir sagen) Amoralität des Leidens (der Kinder und der Unschuldigen zum mindesten) die reine Güte Gottes zu bekennen haben, die aber eben nicht vor unserem Tribunal freigesprochen werden muss. In seiner Freiheit, weil auch gerade sie, wenn sie das Leid der Kreatur will, darum unbegreiflich ist, weil die heiligen Ziele dieser das Leid wollenden Freiheit diese Ziele auch ohne das Leid erreichen könnten» (S. 463 f.).

Die Antwort auf die Frage: Warum das Leiden der Unschuldigen, warum die Schuld? kann nur vernommen werden, wenn wir in bedingungslos anbetender Liebe uns selber an Gott als Antwort weggeben. «Wo wir diese Liebe, die sich selber über Gott vergisst, nicht vollbringen, besser: wo wir uns diese nicht schenken lassen, bleibt nur die nackte Verzweiflung über die Absurdität unseres Leidens, die eigentlich die einzige Form des Atheismus ist, die man ernst nehmen muss. Es gibt kein seliges Licht, das die finstere Abgründigkeit des Leides erhellt, als Gott selbst. Und ihn findet man nur, wenn man liebend Ja sagt zur Unbegreiflichkeit Gottes selbst, ohne die er nicht Gott wäre» (S. 465 f.).

Das von P. Imhof zusammengestellte Register hilft dem Leser, schnell die entsprechenden Ausführungen über wichtige theologische, besonders ekklesiologische Fragen zu finden.

Basil Drack

Berichte

amnesty international

Wie die Menschenrechtsproblematik nicht nur in der päpstlichen Soziallehre und im Denken Papst Johannes Pauls II., sondern auch in der theologischen Ethik eine bevorzugte Stelle einnimmt, zeigt der Überblick von Franz Furger über einschlägige Veröffentlichungen (in dieser Ausgabe S. 418). Dementsprechend müssten sich die Christen auch für Menschenrechtsgefährdete einsetzen. Und sie tun es auch, beispielsweise in der «Aktion der Christen in der Schweiz für die Abschaffung der Folter» (SKZ 47/1980). Sie tun es auch durch Mitarbeit bei amnesty international, zu der kirchlicherseits über die Nationalkommission Iustitia et Pax Kontakte gepflegt werden. Auf diesem Hintergrund veröffentlichen wir im folgenden ein Selbstporträt dieser Organisation.

Redaktion

Im November 1960 liessen zwei portugiesische Studenten in einem Lissabonner Restaurant kritische Bemerkungen über das Regime von Ministerpräsident Salazar fallen. Jemand hörte das Gespräch zufällig mit und erstattete Anzeige. Die beiden Studenten wurden verhaftet und zu einer langjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Der britische Rechtsanwalt Peter Benenson entdeckte diese Meldung bei der morgendlichen Lektüre seiner Zeitung. Er war empört, doch anstatt wie die meisten andern Zeitungsleser resigniert die Achseln zu zucken, beschloss er zu handeln.

Mit einem Leitartikel in der traditionsreichen englischen Zeitung *the observer* lancierte er am 28. Mai 1961 eine internationale Kampagne zur Freilassung der «vergessenen Gefangenen»; damit meinte er jene Menschen, die wegen ihrer Meinungsäusserung inhaftiert sind, ohne dass ihr Schicksal die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit findet. Die Kampagne fand weltweit ein grosses Echo. Tausende Freiwilliger in vielen europäischen Ländern und in den USA schlossen sich auf Vorschlag von Benenson zu Arbeitsgruppen und diese wiederum zu nationalen Sektionen zusammen. Jede Gruppe erhielt drei Gefangene zugeteilt (je aus dem Osten, dem Westen und der dritten Welt), für deren Freilassung sie sich einzusetzen hatte. Aus einer zeitlich beschränkten Kampagne war eine internationale Organisation gewachsen: amnesty international.

Laut ihren Statuten setzt sich amnesty international für die bedingungslose Freilassung von Menschen ein, die nur deshalb inhaftiert sind, weil sie ohne Gewalt anzuwenden von ihrem Recht auf freie Meinungsäusserung Gebrauch gemacht haben. Amnesty international kämpft weiter gegen Folter, Todesstrafe und für faire Prozesse, und das auch im Falle von Gewalttätern.

Innert 20 Jahren

ist amnesty international zur grössten nichtstaatlichen Menschenrechtsorganisation angewachsen. Die Bewegung zählt heute 41 nationale Sektionen, knapp über 2500 Betreuergruppen und mehr als 250000 Einzelmitglieder, Spender und Förderer in 134 Staaten. Im Internationalen Sekretariat, der Dienstleistungszentrale der Organisation, sammeln 150 bezahlte Mitarbeiter die nötigen Informationen für die Einzelfallbetreuung, planen Missionen, schreiben Berichte und bereiten Kampagnen vor.

Die Anerkennung und der Anklang, die amnesty in der Öffentlichkeit findet, sind hauptsächlich auf die beiden grundlegenden Prinzipien der «Unabhängigkeit» (amnesty nimmt keine Regierungsgelder an und finanziert sich aus Mitgliederbeiträgen und Spenden) und der «Unparteilichkeit» (Menschenrechtsverletzungen werden ungeachtet politischer und wirtschaftlicher Systeme überall auf der Welt angeprangert) zurückzuführen. Für den anhaltend starken Zustrom von Neumitgliedern ist wohl der Umstand ausschlaggebend, dass die Organisation jedem Mitglied die Möglichkeit schafft, sich konkret für die Freilassung einzelner Gefangener einzusetzen. Diese Arbeitsmethode ist auch heute noch ein Eckpfeiler der gesamten amnesty-Aktivitäten. Dazu sind inzwischen neue Aktionsformen gekommen, die veränderten Repressionsmechanismen (z.B. dem Verschwindenlassen von Menschen in Lateinamerika), einer möglichen Gefährdung

einzelner Gefangener in bestimmten Ländern sowie der Erkenntnis Rechnung tragen, dass aus Kapazitäts- und Informationsgründen immer nur ein kleiner Teil aller politischen Gefangenen auf der Welt (ihre Zahl wird auf mindestens 500000 geschätzt) individuell wird betreut werden können.

Auf Vorschlag des Internationalen Sekretariates führen die amnesty-Gruppen Länder- und Themenkampagnen (z.B. «Die politische Verfolgung von Kindern») durch, die darauf abzielen, die Lage der Menschenrechte in einem bestimmten Staat oder das Schicksal einer verfolgten Menschengruppe gesamthaft zu verbessern. amnestys wichtigste Verbündete sind dabei die Massenmedien, mit deren Hilfe Millionen von Menschen auf der ganzen Welt über Unrecht und Unterdrückung informiert und zu solidarischem Handeln aufgerufen werden können.

Ein wichtiges Instrument sind auch die Soforthilfeaktionen, bei denen Tausende von amnesty-Mitgliedern und Aussenstehende binnen weniger Stunden versuchen, mittels Briefen, Telegrammen und Telexen Folterungen oder Hinrichtungen zu verhindern. amnesty international betrachtet die Todesstrafe als «unmenschlich» und «erniedrigend» und bekämpft sie seit 1977 mit einer gesonderten Kampagne.

Immer grössere Bedeutung erlangt die «Berufsgruppenarbeit», nach deren Konzept Gruppen von Ärzten, Gewerkschaftern, Juristen, Lehrern, Pfarrern usw. gebildet werden, die sich bereit erklären, bei der Verfolgung von Kollegen ihrer Berufsgattung zu intervenieren. Eine solche berufliche Solidarität hat sich als sehr wirkungsvoll erwiesen.

In der Schweiz

gibt es seit 1970 eine Sektion von amnesty international. Sie umfasst gegenwärtig 75 Gruppen, die in 8 Regionen zusammengeschlossen sind. Geleitet wird die Sektion von der Geschäftsleitung und vom Vorstand. Oberstes Organ ist die Delegiertenversammlung, die sich aus Vertretern der Gruppen zusammensetzt. Im Sekretariat (Büros in Bern und Lausanne) unterstützen viereinhalb bezahlte Arbeitskräfte die Arbeit der rund 1700 Aktivmitglieder, die alle ehrenamtlich tätig sind.

Es gibt viele Möglichkeiten, die Arbeit von amnesty international zu unterstützen: Aktive Mitgliedschaft in einer Gruppe, Teilnahme an Soforthilfeaktionen, Beteiligung an der Aktion «Die Gefangenen des Monats», Passivmitgliedschaft, Abonnieren der Monatszeitschrift *amnesty international informationen* und Geldspenden[1].

Jean-Pierre Gerber

[1] amnesty international, Schweizer Sektion, Postfach 1051, 3001 Bern, Postchekkonto 30-3417.

Sozialethisches Institut der Theologischen Fakultät Luzern

Nachdem auf den 1. Januar dieses Jahres an der Theologischen Fakultät Luzern ein Institut für Sozialethik errichtet worden war mit dem Auftrag, sich der Forschung, Lehre und Dienstleistung im Bereiche der ethischen Fragen des Zusammenlebens der Menschen in Gesellschaft und Staat zu widmen, lud dieses Institut auf den 26. Juni zu einer kleinen Eröffnungsfeier ein. Weil das Institut so und aufgrund des Selbstverständnisses der christlichen Sozialethik direkt im Problem- und Beziehungsfeld zu den konkreten gesellschaftlichen Wirklichkeiten in Politik, Wirtschaft und Wohlfahrt steht, stellten sich die Institutsleiter Friedrich Beutter und Franz Furger zu dieser Gelegenheit einem Gespräch mit Vertretern dieser Problemkreise unter dem Titel «Christliche Sozialethik im Gespräch». Als Gesprächspartner hatten sich Caritasdirektor Fridolin Kissling, Bundesrichter Alois Pfister und Nationalbankdirektor Hans Theiler zur Verfügung gestellt.

Erwartungen

In einer ersten Gesprächsrunde ging es um die konkreten Fragen, die die geladenen Gesprächsteilnehmer aus ihrer jeweiligen Sicht an die Sozialethik zu stellen als vordringlich erachteten. Bundesrichter Pfister erklärte einleitend, dass er im politischen Alltag nur wenigen schwierigen ethischen Problemen begegnet sei – im Zusammenhang namentlich mit den Fragen um Sterbehilfe und Schwangerschaftsabbruch –, dass die hauptsächlichen Praxisprobleme vielmehr die Umsetzung der Grundsätze in die Praxis, also deren Durchsetzbarkeit und mithin die Fragen nach der politischen Klugheit und dem spezifisch Christlichen seien. Auf der andern Seite sei nach der Ethik des Staates gegenüber dem Individuum zu fragen, die Fragwürdigkeit des Hinnehmens dessen, was in einem demokratischen Staat verfügt wird (etwa im Fiskalstrafrecht oder der Strassenverkehrsgesetzgebung), zu bedenken.

Caritasdirektor Kissling ging zum einen von einem neuen Bedarf an sozialethischen Normen bzw. Sollvorstellungen aus und zum andern von der Erfahrung, dass ihm Mitarbeiter im kirchlichen sozialen Dienst auf die Frage nach ihren Erwartungen an die Sozialethik zunächst mit «Nichts!» geantwortet hatten. Dahinter habe sich der Verdacht gezeigt, die Sozialethik habe in der Vergangenheit den status quo zementiert, sich mit abstrakten Problemen in einer fremden Sprache beschäftigt und so ihre Zuständigkeit nicht bewiesen. Von daher formulierte er Wünsche an eine christliche Sozialethik: Sie müsse in den anderen theologischen Disziplinen, namentlich in der Exegese verwurzelt sein, um aus dem Glauben heraus sprechen zu können; sie müsse ferner die Grundlagenarbeit der Sozialforschung mitberücksichtigen und auch mitbeeinflussen; und schliesslich müsse sie die heutige Notsituation reflektieren, die sich im Inlandbereich überwiegend als Beziehungsnöte und Konflikte des einzelnen mit gesellschaftlichen Grössen zeige. In der stets anzustrebenden Balance zwischen Freiheit und Gerechtigkeit ergäben sich heute derartige Problemfelder. Hier müsse eine christliche Sozialethik auf die Quellen zurückfragen.

Nationalbankdirektor Theiler erwartet von der Sozialethik nicht nichts, aber auch nicht alles. Sie müsse vergleichbar mit einem Sachverständigenausschuss auch für die Wirtschaftspolitik eine Spiegelfunktion wahrnehmen, als gutes bzw. schlechtes Gewissen der Politik ihr ermöglichen, sich an sozialethischen Kriterien zu messen; dabei könne sie ihr die Entscheidung nicht abnehmen, ihr hingegen Kriterien zur Entscheidungsfindung zur Verfügung stellen.

Auf diese Gesprächsbeiträge antwortete Professor Beutter, es gelte, in einem demokratischen Staat mit der Freiheit behutsam umzugehen. Denn die Freiheit habe ein grösseres Gewicht erhalten und zu dem Pluralismus geführt, in dem die Entscheidungsfindung komplexer geworden sei. Es gelte daher, die Tugenden der echten Toleranz und des Kompromisses zu pflegen; Kompromiss verstanden als Teilverzicht, um eine möglichst breite Übereinstimmung zu erreichen. Dabei sei es allerdings eine Aufgabe der Sozialethik, darauf zu achten, dass das Zeugnis des Evangeliums nicht zu kurz komme. Hierbei gehe es um die Würde jedes Menschen und um den Dienst an der Würde jedes Menschen in Zusammenarbeit mit allen, die sich darum bemühen. Denn Freiheit sei immer schon Verantwortung. Professor Furger seinerseits unterstrich, dass die Ethik keine Entscheidung abnehme, dass es ihr aber darum gehe, die je grössere Gerechtigkeit in Bindung an Jesus Christus in einem Diskurs in die Gesellschaft und ihre Strukturen einzubringen, wobei sich ihr Erfolg aus der Natur der Sache kaum kontrollieren lasse.

In den Rückäusserungen unterstrich Bundesrichter Pfister die Notwendigkeit des Gesprächs zwischen Sozialethikern und Praktikern in Gesellschaft und Staat, während Caritasdirektor Kissling die Aktualität als ein wichtiges Beurteilungskriterium der sozialethischen Arbeit hervorhob.

Kirche und Politik

Ob die Kirche einen Öffentlichkeitsauftrag habe, war die Frage der zweiten Gesprächsrunde. Nationalbankdirektor Theiler konkretisierte: Darf, kann, soll und wie und wann soll die Kirche zu politischen Fragen Stellung nehmen? Aus seiner Sicht ist dabei die Frage nach dem Wie und Wann in der Praxis von entscheidender Bedeutung. Dabei hatte er die Volksabstimmungen im Auge, die in der Regel Kompromisse zum Gegenstand haben. Spricht sich die Kirche für eine solche Vorlage aus, setzt sie sich dem Vorwurf aus, ihre Grundsätze zu kompromittieren; spricht sie sich dagegen aus, setzt sie sich dem Vorwurf aus, kompromisslos zu sein (und also gegen die Tugend des Kompromisses zu verstossen). Die Kirche müsse deshalb lange vor einer Abstimmung aktiv werden und so die anstehenden Probleme aufzeigen, nicht aber die vorgeschlagenen politischen Lösungen qualifizieren. Denn sonst begebe sie sich auf das Glatteis der Parolenpolitik und werde von der Öffentlichkeit in die Parolengalerie auf der Ebene von Gewerbeverband, TCS usw. eingereiht.

Auch Bundesrichter Pfister warnte vor der Ausgabe von Abstimmungsparolen, weil man meist verschiedener Meinung sein könne und sich die Kirche dann auf das politische Schlachtfeld begebe. Anderseits könne und dürfe sie natürlich die Augen vor den Fragen in Gesellschaft und Staat nicht zumachen.

Demgegenüber meinte Caritasdirektor Kissling, so dass angesichts der grossen Menschheitsfragen wie Umweltzerstörung, Ressourcenverschleuderung und Konflikte mit der Dritten Welt zu stark auf Ausgleich ausgegangen werde und dass vermehrt von den treibenden gesellschaftlichen Kräften aus gedacht werden müsste. Dabei seien in einer Sachfrage verschiedene Stellungnahmen durchaus möglich, und auch das Schweigen zu einer Abstimmungsvorlage könne eine Meinungsäusserung sein.

In seiner Antwort auf diese Gesprächsbeiträge gestand Professor Furger zunächst zu, dass Gewissensbildung, Entscheidungserleichterung und Früherkenntnis der Probleme zu den wichtigen Aufgaben der Sozialethik gehören. Es gelte aber auch, *faule* Kompromisse zu denunzieren und sich dem Konflikt zu stellen. Dabei müsse man es auch wagen, nach der Abstimmung auf der Seite der politischen Verlierer zu stehen. Professor Beutter ergänzte, dass es dabei gelte, den Nenner der Kritik deutlich zu machen: Dass es um den Menschen geht und um jeden Menschen. Dass nicht «homo homini lupus» gelte, sondern «homo homini homo», und zwar bis in die sozialen Verflechtungen und Bezüge hinein. Gegen eine lebensbedrohende Welt gehe es der christlichen Sozialethik um eine lebensförderliche Welt.

Zum Schluss des Gesprächs hatte nicht nur ich den Eindruck, die Welt der Politik und der Wirtschaft habe ein so grosses Eigengewicht mit Eigengesetzlichkeiten und Sachzwängen, dass die Sozialethik einen schweren Stand hat. Umso erfreulicher ist, dass sie mit dem Luzerner Institut ein Arbeitsinstrument erhalten hat, das schon die Synode 72 gesamtschweizerisch vermisste. Dass seinen Arbeiten grosse Bedeutung zukommt, ist kaum zu bestreiten, dass ihm auch auf die ihm angemessene Weise Erfolg beschieden sei, mein Wunsch.

Rolf Weibel

Familienkatechese

Eine Gruppe von Müttern in einer grossen Mailänder Pfarrei, die während vielen Jahren bei der Vorbereitung der Kinder auf die Erstbeichte und die Erstkommunion mitgewirkt hatte, erarbeitete mit einem Priester einen kühnen Plan und setzte ihn in den Jahren 1974–1977 in die Tat um[1].

Bei der (in Italien üblichen) «Einschreibung» der Drittklässler für die Sakramentenkatechese in der Pfarrei haben sie versucht, die Eltern für eine ganz neue Art von Katechese zu gewinnen. Die Eltern sollten ihre Kinder selber vorbereiten; die Katechetinnen wollten ihnen dabei helfen. Nach zum Teil langwierigen Gesprächen kam schliesslich der grösste Teil dieser Eltern, vor allem Mütter, zu den wöchentlichen Zusammenkünften. Fünf Gruppen zu etwa 20 Eltern wurden von je zwei der genannten Katechetinnen zu einer persönlichen Auseinandersetzung mit dem Glauben angeleitet. Der leicht lesbare Bericht gibt einen klaren Einblick in die sich langsam anbahnenden Prozesse der Gruppenbildung, der engagierten und offenen Gespräche, des Austauschs von Glaubenserfahrung bis hin zu den gemeinsam gestalteten Buss- und Eucharistiefeiern gegen Ende des Jahres.

Ebenfalls jede Woche wurden auch die Kinder dieser Eltern versammelt, um mit ihnen die zu Hause geführten katechetischen Gespräche zu vertiefen. Jene Kinder, die von ihren Eltern aus verschiedenen Gründen nicht unterwiesen, aber doch in die pfarreiliche Katechese geschickt wurden, kamen zweimal pro Woche zusammen. In den beiden folgenden Jahren wurden sie in die andern Gruppen integriert und zum Teil auch von andern Elternpaaren in ihre Familienkatechese aufgenommen.

Schliesslich trafen sich auch die Katechetinnen, ebenfalls wöchentlich, unter sich, um gemeinsam die Stunden mit den Erwachsenen und den Kindern vorzubereiten, Erfahrungen auszutauschen und miteinander zu beten. – Die dem Bericht beigegebenen ausführlichen Beschreibungen der Katechesen, sowohl mit den Eltern wie mit den Kindern, sowie die beigefügten Dokumente (zum Beispiel Gesprächsunterlagen) weisen eine sehr sorgfältige theologische Arbeit aus.

In den beiden folgenden Jahren wurde wieder in gleicher Weise begonnen. Gleichzeitig besuchten die Kinder des ersten Jahres die Katechese in der Pfarrei weiter, was in Italien nicht selbstverständlich ist. Noch erstaunlicher ist allerdings, dass auch ein grosser Teil der Eltern weiterhin, nun alle 14 Tage, mit «ihren» beiden Katechetinnen zusammenkam. Manche von ihnen engagierten sich nun selber in verschiedener Weise am Projekt, angefangen vom Kinderhütedienst bis zur «Lehre» in der Katechetinnenrunde, um sich selber auf diese Arbeit vorzubereiten.

Ein wirklich erstaunliches Unternehmen! Umso mehr, als die Voraussetzungen in der betreffenden Mailänder Pfarrei (San Pietro in Sala) gar nicht besonders günstig waren. Nach drei Jahren wurde das so reiche Frucht tragende Projekt vom Pfarrer, der gegen Ende des ersten Jahres dieser Arbeit in die Pfarrei gekommen war, abgewürgt. Es ist tief beeindruckend, wie fünf Beteiligte auch diesen schmerzlichen Abschluss in aller Offenheit, aber ohne Bitterkeit und Aggressivität darstellen. Ihr Brief an den Pfarrer schloss mit folgenden Worten: «Nach eingehender und ehrlicher persönlicher Reflexion, wohl wissend, dass wir nur ‹unnütze Knechte› sind, nehmen wir den Ausschluss von der Katechese an. Wir sind überzeugt, das Christus das Leiden, die Bitterkeit und die Enttäuschung dieses Ausschlusses, der uns nicht verdient erscheint, in seiner Kirche in Glauben und Liebe zu verwandeln weiss».

Othmar Frei

[1] Nach einem als Manuskript gedruckten, Ende 1980 erschienenen Bericht von 216 Seiten: Catechesi familiare. Storia di una esperienza, o.O., o. J. (Mailand 1980).

Hinweise

Zu hoch gegriffen?

«Mut machen, Hoffnung geben» – ist das nicht ein allzu kühnes Motto, das sich da die Caritas zum 12. Juli hat einfallen lassen: die Caritas, das Hilfswerk, das Mut macht und Hoffnung gibt? Das ist angesichts der Not in der Welt wahrlich viel versprochen.

Die Caritas versteht indes ihren Slogan nicht gar so anspruchsvoll. Das geht schon aus dem Bild hervor, das ihn auf dem kleinen für die Kirchentür bestimmten Plakat begleitet: Mit einem Zündholz eine Kerze anzünden, das ist nun in der Tat kein besonders grossartiges Geschäft, sondern eine simple Alltagshandlung. Die Caritas gerade noch als brennendes Zündholz – bescheidener gehts nimmer...

Das kleine Zeichen hat einen grossen Sinn: Das eine Streichholz am Docht der einen Kerze, ist ein anderes, ein ins Positive gewandeltes Symbol für den berühmten Tropfen auf den heissen Stein: Es ist auch angesichts der vielen Nöte bei uns und des grenzenlosen Elends in der Welt sinnvoll, einem – einigen, vielen – Menschen zu helfen, auch wenn man weiss, wie viele übrigbleiben, die die Hilfe nicht erreicht. In der Nächstenliebe ist Resignation nicht erlaubt.

Wichtiger ist ein Zweites: Das Motto «Mut machen, Hoffnung geben» nicht eine Aussage über die Caritas, als vielmehr ein Appell an alle, die durch die Kirchentür gehen. Die Caritas bildet sich in der Tat nicht ein, sie selber sei schon das Licht spendende Streichholz, sie für sich allein sei in der Lage, hoffnungslose Menschen zu trösten. Caritas Schweiz ruft einmal mehr in Erinnerung, dass sie sich vor allem als Dienststelle versteht für die diakonischen Aufgaben der Kirche auf allen Ebenen, vor allem auf der Ebene der Pfarrei. Als Dienststelle wird sie übrigens von Personen und Institutionen mehr und mehr verstanden: letztes Jahr wurden auf schriftlichem Weg – also ohne telefonische Anrufe und persönliche Vorsprachen mitzuzählen – die Dienste der Inlandhilfe 2436 Mal in Anspruch genommen (dass es sich dabei nur in 342 Fällen – das sind 14 Prozent – um Finanzgesuche handelte, lässt erkennen, wie sehr sich in unserem Land die «Armut» gewandelt hat).

Die Caritas Schweiz als kirchliches Hilfswerk steht und arbeitet im Auftrag der Kirche. Zeichen dafür ist das Kirchenopfer vom 11./12. Juli. Die Caritas dankt allen Seelsorgern von Herzen für ihre Mithilfe.

Caritas Schweiz

Institut für kirchliche Dienste

Das Institut für kirchliche Dienste (IKD) führt die Arbeit des Instituts für Katechetik und Homiletik (IKH) weiter, das im Jahre 1964 – noch während des Zweiten Vatikanischen Konzils – auf Beschluss der Deutschen Bischöfe gegründet wurde. Das Institut ist der Hochschule für Philosophie, Philosophische Fakultät S.J., München, angegliedert. Durch Erlass des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus vom 27. Februar 1981 wurde das Aufbaustudium des Instituts (4 Semester) staatlich anerkannt.

Das Aufbaustudium qualifiziert zu Aufgaben der Führung, der Ausbildung und der Weiterbildung für die Bereiche Religionsunterricht, Gemeindekatechese, Predigt, Gottesdienst und Erwachsenenbildung.

Die Eigenart des Instituts und seines Aufbaustudiums setzen voraus: 1. Ein abgeschlossenes theologisches Hochschulstudium oder ein abgeschlossenes Hochschulstudium in Pädagogik, Philosophie, Psychologie oder Soziologie mit Zweitfach Theologie. 2. Eine mindestens 2jährige Berufspraxis im Bereich kirchlicher Dienste oder entsprechende Praktika.

Dem Charakter des Aufbaustudiums entsprechend werden kommunikative und kooperative Arbeitsformen und Methoden bevorzugt. Ein gezieltes Angebot aus Theologie, Humanwissenschaft, Didaktik und Methodik dient dazu, die bisherige Praxis der Hörer aufzuarbeiten und eine vertiefte kreative Fähigkeit zu vermitteln.

Der 2jährige Kurs (4 Semester) schliesst mit einem staatlich anerkannten Zeugnis ab.

Nähere Informationen durch Institut für kirchliche Dienste (IKD) der Hochschule für Philosophie S.J. Dauthendeystrasse 25 D-8000 München 70.

IKD

Amtlicher Teil

Bistum Basel

Wahlen und Ernennungen

Dr. *Walter Bühlmann,* Lehrbeauftragter am Katechetischen Institut Luzern und Leiter der Arbeitsstelle für katholischen Religions- und Bibelunterricht im Kanton Luzern, wurde vom Regierungsrat des Kantons Luzern zum Dozenten und wissenschaftlichen Mitarbeiter am Katechetischen Institut der Theologischen Fakultät Luzern auf den 1. September 1981 ernannt.

Stellenausschreibung

Die vakante Stelle eines hauptamtlichen Klinikseelsorgers an der *Kantonalen Psychiatrischen Klinik* in *Königsfelden* wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten melden sich bis zum 21. Juli 1981 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn.

Bistum Chur

Ausschreibungen

Die Pfarreien

- *Kollbrunn* und
- *Rabius mit Surrhein*

werden zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Ausserdem wird infolge Demission von Pfarrhelfer Karl Gisler die

- *Pfarrhelferei Sachseln*

zur Wiederbesetzung frei. Interessenten mögen sich bitte bis zum 23. Juli 1981 melden bei der Personalkommission des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Bistum Sitten

Priesterweihe

Am 28. Juni 1981 hat der Bischof von Sitten, Mgr. Heinrich Schwery, dem Diakon *Stefan Roth* in Wiler die Priesterweihe erteilt. Der Neupriester stammt aus Wiler und ist Priester der Diözese Sitten. Er wird seine erste Seelsorgestelle als Vikar von Brig antreten.

Bischöfliche Kanzlei

Deutschsprachige Personalpfarrei Siders

Mit Dekret vom 25. Juni 1981 hat der Bischof von Sitten, Mgr. Heinrich Schwery, das Pfarrektorat für die deutsche Seelsorge in Siders als Personalpfarrei deutscher Zunge in Siders kanonisch errichtet.

Zum ersten Pfarrer ernannte der Bischof gleichzeitig den bisherigen Pfarrrektor, *Paul Zinner.*

Bischöfliche Kanzlei

Verstorbene

Dr. Julius Seiler SMB, Immensee

Zufolge innerer Blutungen starb Dr. Julius Seiler am 19. Februar in der Klinik St. Anna, Luzern, kurz vor seinem 80. Geburtstag. Der ehemalige Professor am Missionsseminar Schöneck wurde am 24. Mai 1901 in Wohlenschwil (AG) geboren. Nach seiner Ausbildung an der Bezirksschule Mellingen und am Gymnasium Immensee, wo er 1923 die Matura machte, trat er ins Noviziat der Missionsgesellschaft Bethlehem ein. Nach Abschluss der theologischen Studien wurde er am 28. März 1928 von Bischof Joseph Ambühl zum Priester geweiht.

Seine wissenschaftliche Begabung prädestinierte ihn für die Lehrtätigkeit. Doch zunächst zwang ihn eine schwere Krankheit, sich einer zweijährigen Kur in Davos zu unterziehen. Auch später hat er seine erstaunliche Leistung mit Selbstdisziplin einer geschwächten und stets anfälligen Natur abgerungen.

Nach seiner Genesung nahm er an der Hochschule der Jesuiten in Innsbruck sein Spezialstudium in Philosophie auf und beschloss es mit dem Doktorat. Seit 1933 gehörte er zum Lehrstab des Missionsseminars der Bethlehem Missionare. Seine Lehrtätigkeit dauerte bis 1969, als die Leitung der Missionsgesellschaft Bethlehem entschieden hatte, die philosophische und theologische Ausbildung ihrer Studenten in einem eigenen Seminar aufzugeben und sich diesbezüglich der Theologischen Fakultät Luzern anzuschliessen. Auch nachher blieb Professor Seiler nicht müssig, sondern betreute mit grosser Dienstfertigkeit die umfangreiche Seminarbibliothek, die 1973 nach Immensee verlegt wurde.

Es ist hier nicht der Ort, sein Lebenswerk als Philosophie-Professor, seine Lehrtätigkeit, seine Publikationen zu würdigen. Als sein Schüler und Kollege möchte ich aber doch wenigstens andeuten, wo die Schwerpunkte seines Schaffens lagen. Der eine Schwerpunkt war die *Natur-Philosophie.* Daraus ist auch das umfangreiche Werk «Philosophie der unbelebten Natur» entstanden, das den bezeichnenden Untertitel trägt: «eine Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft». Der empirisch orientierte Philosoph Seiler wollte nicht an der wissenschaftlichen Forschung vorbeispekulieren, sondern sah seine Aufgabe darin, die Erkenntnisse und Fragen, die die Naturwissenschaft aufbringt, philosophisch zu durchdringen und zu vertiefen. Er hatte auch selber das Zeug zu einem Naturwissenschaftler in sich und verfolgte mit nie erlahmendem Interesse den Fortgang der Forschung. Um am Puls zu bleiben, besuchte er während eines Bildungsurlaubes in Zürich naturwissenschaftliche Vorlesungen. Über Jahre hinweg pflegte er engen Kontakt mit dem Physiker Prof. Dessauer in Freiburg, und mit mehreren Nobelpreisträgern ist er in Briefwechsel gestanden.

Ein *zweiter Schwerpunkt* war die *Logik und Erkenntnistheorie.* Eines seiner pädagogischen Grundanliegen war es, uns Theologen zu einem klaren kritischen Denken zu erziehen. Ihm selber lag ungemein viel an klaren Begriffen. Darum faszinierte ihn die Logik. Mit 56 Jahren begann er sich in die moderne mathematische Logik einzuarbeiten. Und er gestand mir, dies sei das fesselndste Studium seines Lebens gewesen. Sein Kompendium der Logik wurde auch von Fachkollegen hoch eingeschätzt.

Von seinen Schülern hat er viel verlangt. Aber am Ende gewichtete er grosszügig, indem er sagte. «Ihr könnt alles vergessen, wenn Ihr Euch aus der ‹Kritik› wenigstens den einen Grundsatz merkt: ‹Bei einem Streitfall muss man unbedingt auch die andere Seite anhören. Audiatur et altera pars›.»

Ein *dritter Schwerpunkt* war die *Gottesfrage.* In sein Buch «Das Dasein Gottes als Denkaufgabe» hat er wohl sein Eigenstes hineingelegt. Da kommt der tragende Gedanke zur Entfaltung, der ihn von seiner Dissertation an gepackt und seither nicht mehr losgelassen hat: der Gedanke vom Zweck, und das heisst auch vom Sinn. Man kann sein Buch durchaus als einen Beitrag zur Sinnfrage verstehen.

So nüchtern, sachlich, unpathetisch er seine Überlegungen entwickelte, gerade bei der Gottesfrage bewegte ihn doch ein inneres Pathos. Und ich weiss, dass er gerade in dieser Frage seinen Unterricht als priesterlichen Dienst an den Studierenden verstand.

Es sei mir erlaubt, nach dem Wissenschaftler auch den Menschen noch etwas zu charakterisieren. Was diesbezüglich wohl allen als erstes auffiel, war sein ausserordentlicher *Sinn für Ordnung.* Fasziniert von der Ordnung des Universums, von den Gesetzen in der Natur, war es seine Leidenschaft, auch seine Gedankenwelt durchzuordnen. Davon zeugen seine Vorlesungsskripten, seine Aufsätze, seine Bücher. Eine fast perfektionistische Ordnung herrschte in seinem Zimmer. Auch sein Tagesprogramm war durchgeordnet. Mit der Ordnung hängt zusammen die Sorgfalt, mit der er jede Arbeit verrichtete, aber auch die Zuverlässigkeit seiner Information. Er hat kaum etwas behauptet, wessen er sich nicht zuvor versichert hatte.

Ein zweiter, wundervoll menschlicher Zug an Julius Seiler war sein *Humor.* Der Schalk lag ihm. Er trug viel dazu bei, eine heitere und eine entspannte Atmosphäre zu verbreiten. Humor und Spass haben ihn selbst in den letzten Wochen nicht verlassen, obwohl man ihm ansah, wie beschwerlich das Dasein und das Reden für ihn bereits geworden war. Noch auf dem Sterbebett sagte er zu dem ihm beistehenden Mitbruder: «Eines der grössten Geschenke, die der Mensch bekommen kann, ist der Humor.»

Charakteristisch war für ihn ferner seine *eigene Art Vornehmheit.* Sein Witz wurde nie zum Spott. Ich kann mich nicht erinnern, dass er über andere schlecht geredet hätte. Takt und Anstand waren bei ihm gleichsam zur Natur geworden, ebenso Bescheidenheit und Feingefühl. Man war sicher, nie verletzt zu werden und konnte auch damit rechnen, immer wieder eine Anekdote oder eine kleine Sensation aus dem Gebiet der Forschung zu erfahren.

Ein letzter Zug, der mir aufgefallen ist, war seine *Gelassenheit,* seine Ruhe angesichts des zunehmenden Kräftezerfalls, der seit 1977 merklich spürbar wurde. Obwohl einem sein Zustand bedenklich vorkommen konnte, kam nie ein Wort der Klage über seine Lippen.

Bereits Wochen vor seinem Tode spürte er offenbar, dass seine Tage gezählt waren. Er begann Abschied zu nehmen, räumte auf, schenkte Kostbarkeiten weg. Er war bereit für seine letzte Stunde und starb ohne jede Agonie.

Kaspar Hürlimann

Neue Bücher

Ein Paulusbuch

G. Bouwman, Paulus und die anderen, Patmos Verlag, Düsseldorf 1980, 188 S.

Ein Rezensent begrüsste das Bändchen als das «spannendste Paulusbuch, das wir derzeit besitzen». Spannend, das ist es zweifellos, lebendig geschrieben, gewürzt mit Humor und aktuellen Vergleichen. Aber ist es deshalb auch das seriöse einführende Paulusbuch, das wir schon lang im katholischen Raum vermissen? Bisher konnte ich zur Einarbeitung in Paulus nur G. Bornkamms «Paulus» (Urban-Taschenbuch 119) empfehlen, wo jedoch manchmal offensichtlich das protestantische Vorverständnis durchschlägt.

Entscheidend sind methodische Weichenstellungen. Bornkamm rekonstruiert in einem 1. Teil Leben und Wirken des Apostels; dabei verwertet er die Apg nur sehr kritisch. Dagegen gibt Bouwman (übrigens mit skandinavischen Forschern wie O. Linton, J. Jervell) zu bedenken, dass Paulus eine sehr widerspruchsvolle Persönlichkeit war und dass ihn die «anderen», die Menschen, die täglich mit ihm zu tun hatten, anders sahen als er sich selbst. Diese Sicht der «anderen» repräsentiert für Bouwman die Apg.

Er geht dabei von der heute nur noch von wenigen geteilten Annahme aus, dass ihr Verfasser ein in den «Wir»-Stücken auftauchender Paulusbegleiter, und dieser wiederum Lk ist. Noch kühner ist Bouwmans alte These, die Apg sei zwischen 61 und 63 *vor* dem 3. Evangelium entstanden. Deshalb werde der Ausgang des Prozesses in Rom nicht mehr berichtet. Bouwman nimmt nun nicht einfach im Stil der überholten Paulusbiographie von Holzner die Apg zum Leitfaden, denn er weiss, dass auch sie für die Kirche ihrer Zeit geschrieben wurde (15; ist diese doch eine andere als die Zeit des Paulus?) und ihre eigenen theologischen Tendenzen hat. Aber im Zweifelsfall will er sich doch nicht einfach auf die Seite der Paulusbriefe schlagen.

Kap. 2 gibt mit kunterbunten Beispielen einen Eindruck von der Komplexität und Situationsgebundenheit paulinischer Aussagen. Kap. 3–11 beschreiben dann den Lebensweg des Apostels, angefangen von Herkunft und Bildung über seine Bekehrung (hier kommt S. 80 f. kurz die Rechtfertigungslehre zur Sprache, der der Autor ein anderes Büchlein gewidmet hat), den Entschluss zur Heidenmission und ihren Verlauf bis zu den Problemen mit Gegnern und Gemeinden. Immer versucht Bouwman, die Gestalt des Paulus von mehreren Seiten, aus den Briefen und aus der Apg, anzuleuchten. Dabei traut er meines Erachtens dem Verfasser der Apg manchmal zu viel zu. Ein Beispiel: Obwohl er die Paulusbriefe nicht kannte, soll er subtile Entwicklungen in der Auffassung des Apostels von seiner Berufung widerspiegeln (64 ff.). Genau besehen schrumpft aber das, was er vom «alltäglichen» Paulus weiss, auf ein paar Personaltraditionen und Reisenotizen zusammen.

Der Fachmann merkt, dass Bouwman gut über die wissenschaftliche Diskussion unterrichtet ist. Das hindert ihn nicht, eigenständige bis eigenwillige Behauptungen aufzustellen, die – dafür ist man dankbar – meist auch als solche gekennzeichnet sind. Vieles davon ist treffend oder bedenkenswert. Aber manches scheint schon ziemlich abenteuerlich. Querverbindungen zwi-

schen den Briefen und Apg ziehend vermutet er zum Beispiel, dass des Paulus Krankheit in Galatien und die Bekanntschaft mit dem Arzt Lukas zusammenhängen (120) oder dass die Entrückung in den dritten Himmel (2 Kor 12, 1f.) bei einer Steinigung erfolgte (162). Noch mehr in der Luft hängt die Hypothese (49 ff.), Paulus sei - trotz 1 Kor 7,8 - verheiratet gewesen. Oder er sei durch das Studium «prophetischer Schriften» (Röm 16, 25 f.) zur Heidenmission gekommen. Die genannte Röm-Stelle wird jedoch heute allgemein als unpaulinischer Zusatz betrachtet.

Ich werde meinen Studenten doch lieber weiterhin zu Bornkamm raten.

Dieter Zeller

Christen und Juden

Umkehr und Erneuerung. Erläuterungen zum Synodalbeschluss der Rheinischen Landessynode 1980 «Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden». Hrsg. Bertold Klappert und Helmut Starck, Neukirchen-Vluyn 1980, 295 Seiten.

Die von der Evangelischen Kirche im Rheinland abgehaltene Landessynode über das Verhältnis von Christen und Juden hat es als wichtig erachtet, nicht nur zu debattieren, sondern eigentliche Beschlüsse zu fassen. Aus mannigfaltigen Gründen (zum Beispiel heftige Kritik!) wurde dann eilends dieser erklärende Band herausgegeben, «der die Entstehung, die theologischen Voraussetzungen, die Lernschritte und Ziele dieses Synodalbeschlusses darstellen und erläutern soll» (S. VIII).

Der Erläuterungsband weist - nebst einführenden Geleitworten und dem Anhang, der unter anderem die «Thesen zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden» enthält - drei Hauptkapitel auf: Der Weg zum Synodalbeschluss - Einführung in den Synodalbeschluss - Einzelerläuterungen zum Synodalbeschluss. Ihnen folgt ein viertes Kapitel mit zum Teil kritischen Bemerkungen und Bestrebungen, die Unausgeglichenheiten (theologischer Art, aber auch interner kirchenpolitischer Natur) ins rechte Licht zu rücken.

Inhaltlich-theologisch geht es bei den Erläuterungen zum Synodalbeschluss um folgende Sachverhalte: Die gemeinsame (hebräische) Bibel - Der eine Gott - Das eine Volk Gottes - Die gemeinsamen Aufgaben als Volk Gottes - «Landtheologie» und der Staat Israel - Jesus Christus als trennendes und verbindendes Glied zwischen Judentum und Christentum - Geschichtliche Skizzen des christlichen Antijudaismus - Der Holocaust als Wendepunkt - Absage an die Judenmission.

Erwähnenswert ist, dass sowohl beim Zustandekommen des Synodalbeschlusses wie auch im Erläuterungsband zu demselben nicht nur evangelische Christen zu Wort kamen bzw. kommen, sondern dass einige Vertreter des Judentums mitwirken konnten.

Die sehr verschieden gewichtigen Beiträge in den drei Hauptkapiteln stammen von Autoren, die für das Anliegen des christlich-jüdischen Dialogs stark engagiert und offensichtlich auch voneinander beeinflusst sind, denn bei fast allen scheint der Holocaust als - einziges? - hermeneutisches Prinzip in Anspruch genommen worden zu sein. Die zum Teil auch eher mageren theologischen Konsequenzen, die sich aus Thesen des Synodalbeschlusses und den erläuternden Beiträgen ergeben, verhindern nicht, dass gelegentlich Unebenheiten, Wiederholungen, Akzentverschiebungen usw. vorkommen.

Das Anliegen der Textinterpretation (vor allem des NT), die Berichtigung der wirkungsmächtigen Kirchenväteraussagen über bzw. gegen die Juden, das mittelalterliche und weit in die Neuzeit hineinreichende «Sündenbockdenken» von Christen über Juden, die theologische Widerlegung der Substitutionslehre (= Kirche ersetzt Israel), das düstere Faktum des Holocaust und dessen Konsequenzen für die Theologie, Kirche und Pastoral werden im Erläuterungsband aufgegriffen. Dem Theologen wird spätestens durch diesen Synodalbeschluss, der - einer jüdischen Stimme folgend - «als vorbildlich angesehen» (S. 251) werden darf, klar, wo spezifische Aufgaben auf ihn warten.

Mit einem Gemeindepfarrer und Verfasser eines Beitrags in diesem Buch kann abschliessend festgehalten werden: «Mit diesem Ergebnis ist eine Wende in der traditionellen Verhältnisbestimmung von Kirche und Israel erreicht worden. Hauptmerkmal dieser Wende ist die Absage an den theologisch begründeten kirchlichen Antisemitismus und der erklärte Wille zu einer Erneuerung des Verhältnisses von Juden und Christen» (S. 55).

Rita Egger

Josef II. und der Josefinismus

Hans Magenschab, Josef II. Revolutionär von Gottes Gnaden, Verlag Styria, Graz 1979, 300 Seiten.

Die Republik Österreich feierte letztes Jahr den 200. Todestag der grossen Kaiserin Maria Theresia. Gleichzeitig gedachte man aber auch des Antritts der Alleinherrschaft ihres Sohnes Josefs II., und es macht den Anschein, dass auf einmal der sonst im Schatten der grossen Mutter stehende Sohn für die Forschung interessanter ist als die imperial-barocke Mutter. Das mag zum Teil darin liegen, dass nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil die Erforschung der kirchlichen Aufklärung vermehrt Interesse findet (auch Wessenberg kehrt aus der geistigen Verbannung geläutert zurück). Tatsache ist ja, dass die Kirchenreform des letzten Konzils einige Postulate der Aufklärungstheologen erfüllt hat, man denke nur an die Liturgie in der Muttersprache.

Damit kommen auch die kirchlichen Reformen Josefs II. und sein vielgeschmähter Josefinismus erneut zur Diskussion. Man betrachtet manches, was bis jetzt Objekt des Abscheus war, differenzierter und vielleicht auch gerechter. Das trifft sicher für die Motivation des habsburgischen Herrschers zu, dessen Standesethos sich so sehr von dem seiner Vorfahren unterschied. Der Reformkaiser steht mit seiner zehnjährigen Alleinregierung (er trug zwar schon seit 1756 die kaiserlichen Insignien, aber bis zu ihrem Tode 1780 schwang die kaiserliche Mutter das Szepter) an einem Übergang. Es ist der Vorabend der

In der Ferienzeit erscheint die Schweizerische Kirchenzeitung wie gewohnt dreimal als Doppelnummer, und zwar am 16. Juli (Nr. 29/30), 30. Juli (Nr. 31/32) und 13. August (Nr. 33/34); dementsprechend entfallen die Ausgaben vom 23. Juli, 6. August und 20. August. Wir bitten die Leser, Mitarbeiter und Inserenten, diese Daten vorzumerken, und wir danken ihnen für ihre Aufmerksamkeit.

Zum Bild auf der Frontseite

Das Kneipp-Kurhaus Dussnang im waldreichen Hinterthurgau oder Tannzapfenland gehört der benediktinischen Olivetaner-Schwesterngemeinschaft Heiligkreuz Cham. Es wird von ihren Mitgliedern geleitet. Fachlich ausgebildete Schwestern, im Verein mit gründlich geschulten Laienkräften, betreuen die Gäste. Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige verschiedener Art machen Gebrauch von den modernen Therapien, verbunden mit angepassten Kneippschen Wasseranwendungen. Ein eigener Kurarzt praktiziert im Haus. Die Kneipp-Kuranstalt beherbergt bei höchster Frequenz 160 Gäste.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. P. Basil Drack OSB, Kloster, 7180 Disentis
Rita Egger, dipl. theol., Assistentin, Abendweg 18, 6006 Luzern
Dr. P. Leo Ettlin OSB, Rektor der Kantonsschule, 6060 Sarnen
Dr. Othmar Frei, Leiter der Arbeitsstelle der IKK, Hirschmattstrasse 5, 6003 Luzern
Jean-Pierre Gerber, Pressesekretär von amnesty international, Postfach 1051, 3001 Bern
Dr. Kaspar Hürlimann SMB, Dozent, Missionshaus Bethlehem, 6405 Immensee
Dr. Helmut Holzapfel, Redakteur, Herrnstrasse 6, D-8700 Würzburg
Dr. P. Josef Imbach OFMConv, Professor, Via del Serafico 1, I-00142 Rom
Egon Schmitt, Pfarrer i.R., Kirchplatz 2, D-4426 Vreden
P. Josef Venetz SJ, Eheseelsorger, Mittelstrasse 6 A, 3012 Bern
Dr. Dieter Zeller, Professor an der Theologischen Fakultät, St.-Karli-Strasse 52, 6004 Luzern

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor
Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren
Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27
Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate
Raeber AG, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-162 01

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 60.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 72.—; übrige Länder: Fr. 72.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.70 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

Französischen Revolution, deren Ausbruch Josef als Schwager Ludwigs XVI. von Frankreich noch erlebt.

Während Maria Theresia noch ganz in der barocken Welt ihres Vaters Karls VI., des letzten Althabsburgers lebte, hatte sich ihr ältester Sohn, angeregt durch seine Erzieher und bestärkt durch die Lektüre Montesquieus, ganz der Aufklärung verschrieben. Der Bewunderer Friedrichs II. von Preussen wurde, psychologisch gesehen, in seiner Haltung durch eine verständliche Kronprinzenopposition gegenüber seiner allesbeherrschenden Mutter bestärkt. Eine durch die Erziehung stark verankerte Mutterbindung kämpft in seiner Seele mit einem ebenso starken Selbständigkeitsdrang und gibt seiner Psyche sehr ambivalente Züge.

Allerdings war auch dieser Habsburger kein Deist oder gar Atheist. Der Habsburger ist der katholischen Kirche verpflichtet, allerdings nicht einem Katholizismus barocker Prägung. Konnte aber ein vom Barock so geprägtes Land wie Alt-Österreich die aufklärerische Läuterung seines Herrschers schmerzlos verkraften?

Die Reformen Josefs II. zielen grundsätzlich auf eine bessere Volksseelsorge, die allerdings im Sinne des aufklärerischen Optimismus auf Volksbildung, Caritas und Nützlichkeit ausgerichtet ist. Das Problem des Josefinismus und seiner doch weitgehend verheerenden Auswirkung liegt in der bürokratischen Durchführung und in der Masslosigkeit. Josef hatte kein Organ, um sich mit dem Volk zu verständigen. Vielleicht hätte er sich gerade deshalb so gerne in der Rolle des Volkskaisers gesehen. Diese wohl psychologisch bedingte Isolation bewirkte auch, dass er bei allen Reformen, die kirchlichen nicht ausgenommen, weit übers Ziel hinausschoss. Und so musste dieser zu romantischem Seelenschmerz neigende Herrscher mit seinen Reformen, die mehr Revolution als organische Evolution darstellten, scheitern.

Hans Magenschab zeichnet ein psychologisch differenziertes und deshalb sehr interessantes Porträt des Kaisers, der ahnte, dass am Vorabend des 19. Jahrhunderts seine Monarchie an einer Zeitenwende stand. Er steht dem «Volkskaiser» nicht kritiklos gegenüber, zeigt aber, dass Josef, der schon von seinen Zeitgenossen missverstanden wurde, wenigstens in seinen Intentionen eine Rehabilitierung verdient. Das tragische, und doch menschlich so verständliche Mutter-Sohn-Problem, das Magenschab so eindrücklich darstellt, bringt uns beide Persönlichkeiten: die allesumspannende Mutter und den ungeduldigen Sohn nur näher – tragische Helden sind immer sympathisch.

Leo Ettlin

Christuspredigten

Lothar Lies (Hrsg.), Ich bin es. Christuspredigten, Tyrolia Verlag, Innsbruck 1980, 228 Seiten.

Die in diesem Band enthaltenen Christuspredigten wurden von zwölf pastoral erfahrenen Seelsorgern und Universitätsprofessoren verfasst. Die zahlreichen Schwierigkeiten und Spannungen heutiger Christologie werden nicht totgeschwiegen, sondern vielmehr vom Christusgeheimnis her beleuchtet – und dies in einer seelsorglich zu verantwortenden Art. Gleichzeitig sind diese Predigten Musterbeispiele dafür, wie sich die teilweise recht komplexen christologischen Probleme in die Sprache der Verkündigung übersetzen lassen. Dabei verlieren die Mitarbeiter dieses Bandes nie das Ziel aus den Augen, dem alle Verkündigung dient: Hinführung zur Nachfolge Christi. Ein Verzeichnis der Sonn- und Festtage, sowie der behandelten Schriftstellen erleichtert den Gebrauch. Nur am Rande sei noch bemerkt, dass der Band sich in hervorragender Weise auch zur persönlichen Meditation eignet.

Josef Imbach

Fortbildungs-Angebote

Grenzerfahrung und Sinnfragen

Termin: 13.–18. Juli 1981.
Ort: Muhen.
Zielgruppe: Theologen, Katecheten, Pädagogen, Seelsorger u. a.
Kursziel und -inhalte: Mittels der Methoden der integrativen Therapie (Gestalt, Bioenergetik, Encounter und Imaginationen) stossen wir zum Erleben der eigenen Tiefendimension vor. Religiöse Fragestellungen und Grenzerfahrungen stehen im Zentrum. Anhand religiöser Texte wie persönlicher Betroffenheit erspüren wir transzendentale Wirklichkeit. Die Dimension des Spirituellen wird in die Arbeit integriert und für seelsorgliches wie persönliches Handeln fruchtbar gemacht.
Leitung: Albrecht Walz.
Auskunft und Anmeldung: A. Walz, Schwabistal 91, 5037 Muhen, Telefon 064 - 43 30 53.

Der Wille Gottes für mein Leben

Termin: 22.–26. Juli 1981.
Ort: Notre-Dame de la Route.
Zielgruppe: Junge Erwachsene (18–30 Jahre).
Kursziel und -inhalte: Wahlexerzitien.
Leitung: Josef Bachmann SJ.
Auskunft und Anmeldung: Notre-Dame de la Route, 21, chemin des Eaux-Vives, 1752 Villars-sur-Glâne / Fribourg, Tel. 037 - 24 02 21.

Flüchtlinge in der Welt – eine Herausforderung für die Kirche

31. Kongress «Kirche in Not»

Termin: 6.–9. August 1981.
Ort: Königstein im Taunus.
Kursziel und -inhalte: Der 31. internationale Kongress «Kirche in Not» will die Ursachen des Flüchtlingselends untersuchen, sein weltweites Ausmass bewusst machen und prüfen, welchen Dienst wir Christen bei der Überwindung dieser Not zu leisten haben. Der Kongress analysiert das Flüchtlingsproblem in Osteuropa und in der dritten Welt und stellt sich die Frage, wieweit die Kirche hierdurch herausgefordert ist. Hinzu kommen Berichte über die Situation der Kirche in totalitär regierten Staaten.
Auskunft und Anmeldung: Albertus-Magnus-Kolleg / Haus der Begegnung e.V., Bischof-Kaller-Strasse 3, Postfach 1229, D-6240 Königstein, Telefon 0049-6174-7003 und 3015.

Selbstverwirklichung – Personalisation

Termin: 21. und 28. August 1981, je 20.00 Uhr.
Ort: Paulus-Akademie, Zürich-Witikon.
Zielgruppe: Offenes Angebot.
Referent: Dr. Theodor Bucher, Zürich.
Auskunft und Anmeldung: Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Strasse 38, Postfach 361, 8053 Zürich, Telefon 01 - 53 34 00.

Ist Ihnen die Förderung der christlichen Medienarbeit ein Anliegen? Dann werden Sie Mitglied des

Schweizerischen Katholischen Pressevereins

Bitte ausfüllen und einsenden an Schweiz. Kath. Presseverein Postfach 510, 1701 Freiburg

SKZ

Name und Adresse: _____

Unser Sonderverkauf

(amtl. bew.) beginnt am 1. und dauert bis zum 16. Juli 1981. Benützen Sie die Gelegenheit Ihre Garderobe zu ergänzen! Sie erhalten auf **Anzügen, Hemden, Pullis** von erstklassiger Qualität einen Rabatt von **10 bis 30%.**

ROOS
Herrenbekleidung
Frankenstrasse 9, 6003 Luzern
Telefon 041 - 23 37 88

LIPP
AHLBORN
Die zwei führenden Weltmarken für elektronische
KIRCHEN-ORGELN
Piano-Eckenstein
Leonhardsgraben 48 Basel ☎ 25 77 88/92

Ein Modell für lebendige Kommunikation und Gesprächsführung in Arbeitsgruppen jeglicher Art:

Die themenzentrierte Interaktion TZI (nach Ruth Cohn)

Einführungsmethodenkurse 1981

Kursleiterin: Dr. phil. Elisabeth Waelti, Höheweg 10, 3006 Bern.

Thema: Wie kann ich durch lebendiges Lehren und Lernen meine Erlebnisfähigkeit vertiefen und berufliche Konflikte in der Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen besser bewältigen?

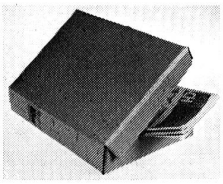
Adressaten: Geistliche, Lehrer, Sozialpädagogen, Psychologen und alle, die in kirchlichen, sozialen und andern Berufen neue Wege zum Menschen suchen.

Termine: 6.–10. Juli, 20.–24. Juli, 3.–7. August, 28. Sept.–2. Oktober, 5.–9. Oktober

Ort: Nähe Fribourg und Olten.

Kurskosten: Fr. 270.– (Einzahlung auf Postcheckkonto Waelti 30-66546 gilt als definitive Anmeldung).

Unterkunft: Vollpension pro Tag ca. Fr. 38.–



Archivierung der SKZ

Für die Aufbewahrung der laufenden Nummern der **Schweizerischen Kirchenzeitung** sowie für die vollständigen Jahrgänge offerieren wir Ihnen die praktischen, verbesserten Ablegeschachteln mit Jahresetikette. Stückpreis Fr. 4.– (plus Porto).

Raeber AG Postfach 1027 6002 Luzern

Opferlichte EREMITA

Gut, schön, preiswert

LIENERT KERZEN EINSIEDELN

Coupon für Gratismuster

Name _____

Adresse _____

PLZ Ort _____

Als **Spezialist** widme ich mich der dankbaren Aufgabe, in

Kirchen und Pfarreiheimen Lautsprecher- und Mikrophon-Anlagen

auch für **Schwerhörige** mittels Induktion ausgebaut, einzurichten. Eine solche Installation erfordert vom Fachmann äusserst individuellen Aufbau von hochqualifizierten Elementen. Durch die neue **Hi-Fi-Technik** stehen Ihnen geeignete Geräte zur Verfügung, die höchste Ansprüche an eine **perfekte, saubere und naturgetreue Wiedergabe von Sprache und Musik** erfüllen. Ich verfüge über **beste Empfehlungen.** Verlangen Sie bitte eine **Referenzliste** oder eine **unverbindliche Beratung.**

A. BIESE

Obere Dattenbergstrasse 9 6005 Luzern Telefon 041-41 72 72

Die katholische Kirchgemeinde Illnau-Lindau

sucht per 1. September 1981 für das Pfarreisekretariat in Effretikon

Sekretärin (oder Sekretär)

mit abgeschlossener kaufmännischer Ausbildung. Sind Sie bereit, sich als rechte Hand und als Vertrauensperson des Pfarrherrn voll zu engagieren, verfügen Sie über Organisationstalent und sind sich selbständiger Arbeit gewohnt, so richten Sie Ihre schriftliche Bewerbung an Frau R. Burkhardt, Wältiwiesstrasse 4, 8311 Winterberg.

TANNHEIMER
Silber+Goldschmiede
am Gallusplatz
St. Gallen

ENTWURF/AUSFÜHRUNG UND RESTAURIERUNG VON KIRCHLICHEN GOLDSCHMIEDEARBEITEN

TEL. 071 22 22 29

Das Naturkundelager

für Ministranten im Freiburgerland findet statt.

Es sind noch einige Einzel-Anmeldungen möglich!

Für 12- bis 13jährige. Beobachtungen an Pflanzen und Tieren, Wanderungen, Spiel, Gebet. 11. Juli (Abend) bis 18. Juli (Mittag). Leitung: P. Alois Schmid (Dr. rer. nat.), Collège St. Joseph, 1753 Matran.

Anmeldung und Auskunft: P. José Balmer, Collège St. Joseph, 1753 Matran, Telefon 037-24 52 79.

A. Z. 6002 LUZERN

00247023 63000
PFAMMATTER JOSEF DR.
PRIESTERSEM.ST.L
7000 CHUR

27/2.7.81